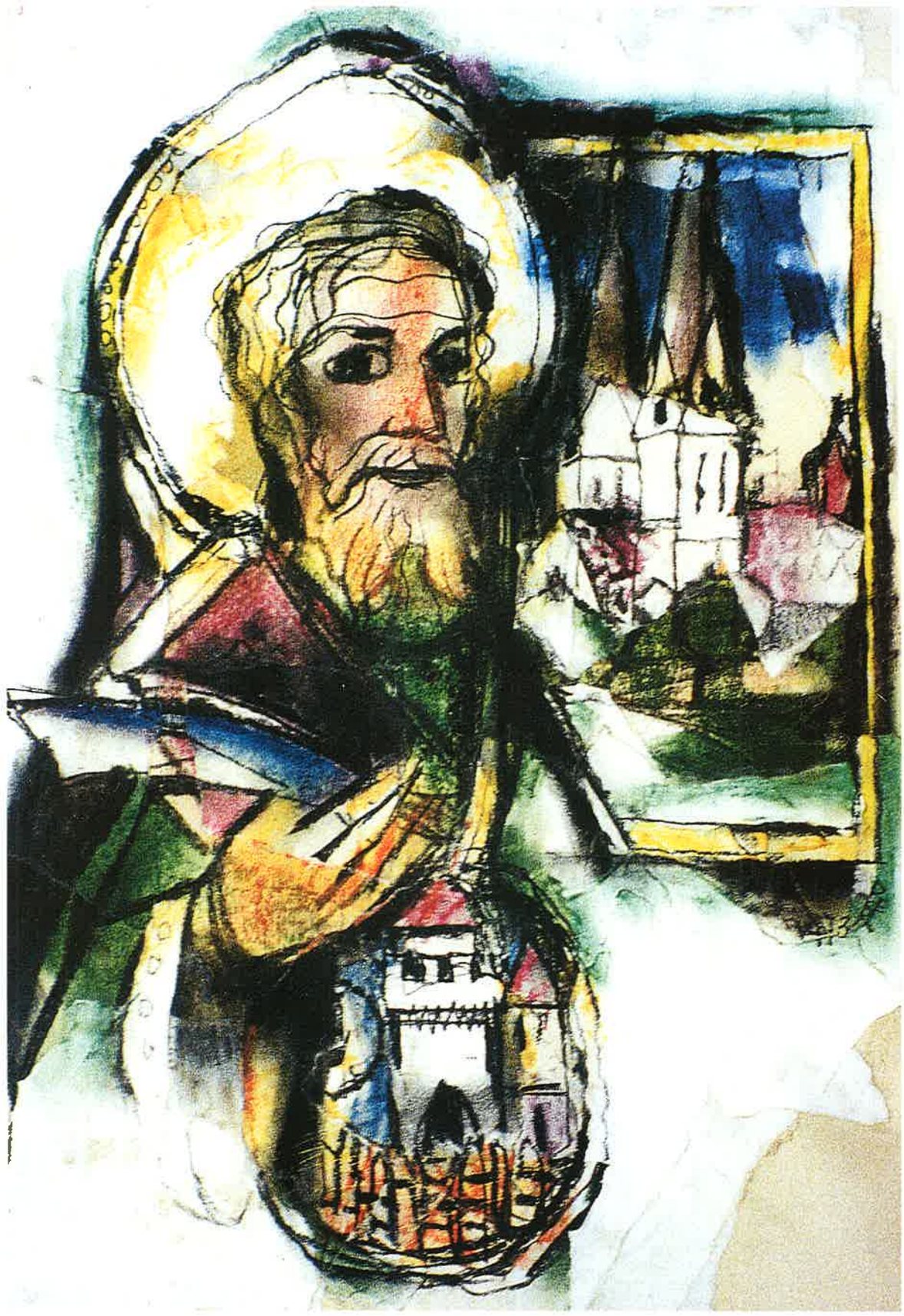
Gottscheer Kalender 2004



Geschichtlicher Überblick über die deutsche Sprachinsel Gottschee (Fläche 860 km²)

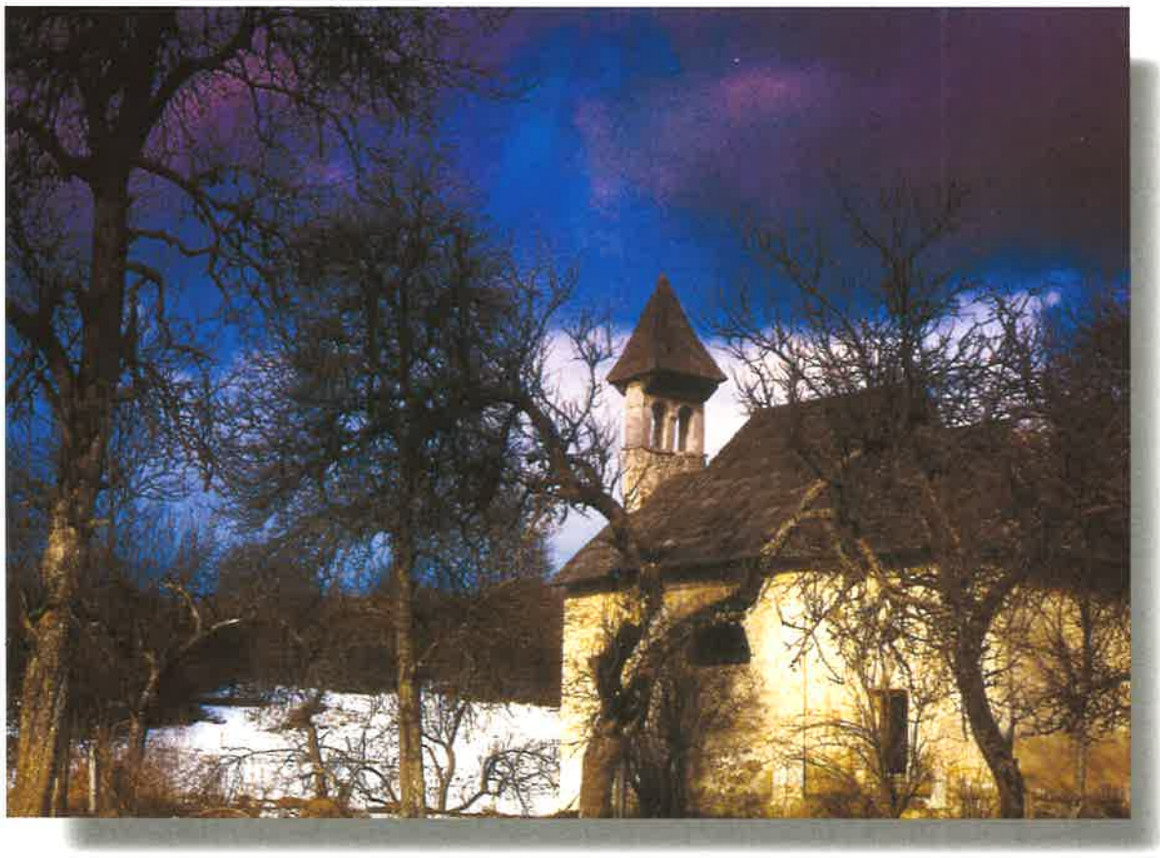
www.gottschee.at - leustik

1330	Beginn der deutschen Besiedlung in der Gegend von Mooswald (ca. 60 km südlich von Laibach) unter Graf Otto von Ortenburg und Bau der Kapelle zum hl. Bartholomäus.
1339	Errichtung einer Seelsorgestation in villa (Dorf, Ansiedlung) Mooswald.
1348 – 1363	Große Besiedlung des Gottscheerlandes aus Kärnten, Osttirol, Franken und Thüringen.
1363	Der Name „Gotsche" wird in einer Urkunde des Patriarchen von Aquileia zum ersten Mal genannt..
1377	Die Ortschaft Gottschee erhält den Rang „Markt in der Gotsche".
1393	Die Seelsorgestation Gottschee wird zur Pfarre erhoben.
1420	Die Grafen von Ortenburg sterben aus. Der „Markt in der Gottschee" samt der Herrschaft Gottschee kommt in den Besitz der Grafen von Cilli.
1422 – 1425	Graf Friedrich von Cilli erbaut das Felsenschloß „Friedrichstein" und heiratet das kroatische Ritterfräulein Veronika von Deßenetz.
1426	Graf Hermann von Cilli lässt seinen Sohn Friedrich wegen dessen nicht bewilligter Heirat gefangen nehmen, das Schloss Friedrichstein „im Grund abbrechen", wie es in der Cillier Chronik heißt , und die unglückliche Veronika in einer Badewanne ertränken.
1428 – 1430	Graf Friedrich baut das Schloß Friedrichstein wieder auf.
1456	Ulrich II, der letzte Graf von Cilli wird in Belgrad ermordet. Markt und Land Gottschee kommen an das Haus Österreich. Kaiser Friedrich III. und seine Nachfolger verpachten die Herrschaft Gottschee, die pfandweise an die Grafen von Thurn, von Blagay und Kysel übergeht.
1469	Weih-Bey, der Pascha von Bosnien fällt mit seinen Horden in Krain ein, steckt den Markt Gottschee samt der Kirche in Brand, mordet und verschleppt viele in die Gefangenschaft und Sklaverei.
1471	Kaiser Friedrich IV. läßt den Markt am rechten Ufer der Rinse wieder aufbauen und macht sie zur Festung mit Mauern und Türmen. Die Bartholomäuskirche bleibt außerhalb der Befestigungsmauern. Der Markt Gottschee wird zugleich zur Stadt erhoben, erhält einen Burgfrieden und ein Stadtwappen: „ein plaber Schild, in des Grunts ein Zaun in sein selb Farb und darin ein befestigt Haus und davor S. Bartelmä stehend, habend in der Hand ein Puch und in der andern ein Messer mit weißen Farben". Seitdem ist die Stadtfarbe blau-weiß. Das silberne Stadtwappen mit der Inschrift „Sigilum civitatis in Kotschweg 1471" wird noch heute in der Stadt Gottschee aufbewahrt.
1479	am 15. Jänner gewährt Kaiser Friedrich der Stadt die Maut- und Zollfreiheit im Umkreis von 6 Meilen.
1480	und 1491 überfallen die Türken Stadt und Land Gottschee und verwüsten weite Gebiete.
1491	verwüsten die Türken die ganze Gegend Gottschee und Reifnitz und zerstören die Stadt samt der Kirche.
1492	erteilt Kaiser Friedrich IV. den Bewohnern der Stadt und des Landes Gottschee den Hausierhandel.
1515	Bauernaufstand in Gottschee. Der Herrschaftspfandinhaber Georg von Thurn und der Pfleger Stersen werden wegen ihrer Bauernunterdrückungen ermordet. Der Bauernaufstand verbreitet sich von Gottschee über ganz Krain nach Kärnten und Steiermark.
1522 1528	(zweimal), 1530, 1540, 1558, 1559 (zweimal) und 1584 große Türkeneinfälle in Gottschee.
1547	die Herrschaft Gottschee kommt pfandweise in den Besitz der Grafen von Blagay.
1578	1600 und 1601 wütet die Pest in Gottschee.
1619	kauft der Freiherr und spätere Graf Khysel Gottschee – 1623 wird Gottschee Grafschaft.
1641	kauft Graf Wolf Engelbrecht Auersperg die Herrschaft Gottschee vom Grafen Khysel.
1642	Am 27. Juni bestätigt Kaiser Ferdinand III. der Stadt Gottschee die 1471 gewährten Freiheiten. Das Privilegienbuch aus dem Jahre 1642 ist die älteste Urkunde, die Gottschee im Original besitzt.
1650	Graf Engelbrecht von Auersperg erbaut das mächtige Stadtschloß, das im 2. Weltkrieg zum Opfer fiel. Das Schloß Friedrichstein wird dem Verfall preisgegeben.
1653	Kaiser Ferdinand III. erhebt Johann Weikhart Grafen von Auersperg in den Reichsfürstenstand.
1666	am 4. Juli übergibt Kaiser Leopold I. dem Grafen Engelbrecht von Auersperg das Patronatsrecht über Gottschee und die Pfarren Rieg, Ossilnitz, Mösel, Nesseltal, Tschermoschnitz und Altlag.
1667	Kaiser Leopold I. schenkt dem Grafen von Auersperg die Stadt Gottschee, diese behält die alten Rechte.
1687	am 8. März wird Gottschee zum Dekanat erhoben.
1791	verleiht Kaiser Leopold II. Fürst Karl Josef Anton von Auersperg den Titel „Herzog von Gottschee". die altehrwürdige Kirche des hl. Bartholomäus wird als Pfarrkirche aufgelassen und die Stadtpfarrkirche der Heiligen Fabian und Sebastian innerhalb der Festungsmauern als Pfarrkirche erwählt. Die Stadtpfarrkirche hatte ursprünglich als Schutzheiligen den hl. Florian. Nach den Pestjahren 1578, 1600 und 1601 werden die Pestpatrone Fabian und Sebastian dazu genommen.
1792	am 23. März wird die Grafschaft Gottschee zum Herzogtum erhoben.
1809 – 1815	kommt Gottschee unter die von den Franzosen errichtete Herrschaft Illyrien.
1844	wird die wöchentlich dreimalige Postfahrt zwischen Gottschee und Laibach eingerichtet.
1848	wird der Zehent und Robot aufgehoben und staatliche Ämter ersetzen die herrschaftliche Verwaltung.
1872	wird die altehrwürdige Kirche zum hl. Bartholomäus wegen Baufälligkeit abgetragen.
1873	die Postfahrt fängt an, täglich nach Laibach zu verkehren.
1874	wird das Gymnasium erbaut und 1882 die Fachschule für Holzindustrie und Tischlerei gegründet.
1893	wird die Unterkrainer Bahnstrecke Laibach – Gottschee eröffnet.
1900	wird die baufällige Stadtpfarrkirche abgetragen und von 1900 – 1903 die neue Stadtpfarr- und Dekanatskirche erbaut.
1918	nach dem Untergang der österreichisch- ungarischen Monarchie fällt Gottschee an den neu entstandenen Staat, dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS - später Jugoslawien).
1919	am 1. Jänner werden mit Bescheid der Nationalregierung alle deutschen Staatsbeamten und Professoren entlassen.
1930	im August wird die 600-Jahr-Feier der deutschen Besiedlung des Gottscheerlandes feierlich begangen.
1941	zerfällt das Königreich Jugoslawien, Gottschee mit der Provinz Laibach fällt an Italien. Ende 1941 und zu Beginn 1942 werden die Gottscheer in den Raum Rann der damaligen Untersteiermark umgesiedelt und
1945	wie so viele deutsche Volksgruppen vertrieben und in alle Welt zerstreut. –

Gött Vuɔtɔr in Himml, biɔr patn guɔr schean, shö luɔß insch inshɔr Hoaimöt in Hartsn pɔschtean!

Titelseite:Aquarell des heiligen Bartholomäus (Schutzpatron der Gottscheer) von Mag. Art. Roman Petsche

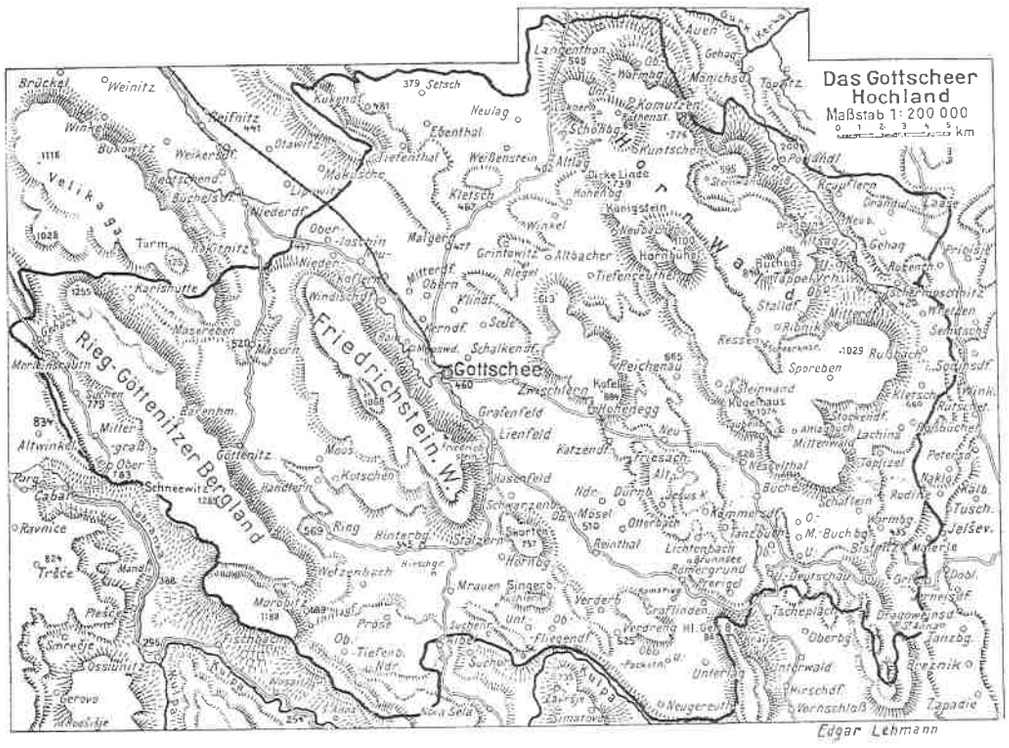
Gottscheer Kalender 2004



Jänner

Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

Gedanken über die ehemalige Heimat Gottschee



Das Wort Heimat gehört wohl zu den meistverwendeten Wörtern überhaupt. Bei jeder sich bietenden Tischrunde wird der Heimatgedanke da und dort Bedeutung erlangen, leidenschaftlich oder auch nur in belangloser Nebenbemerkung.

Zur Heimat gehört das engste Erlebnisfeld des Kleinkindes. Es ist die Geborgenheit des Elternhauses, die engste Umgebung, das Erkennen der Umwelt. Es waren die rauschenden Wälder, in welchen wir in unserer Kinder- und Jugendzeit gewandert sind; es waren die Wiesen und Felder, auf denen wir gespielt haben. Heimat ist aber noch mehr. Neben der vertrauten Umwelt mit ihren Schönheiten war es der Mensch, der Nachbar, der Freund bzw. die in jugendlichen Gefühlsüberschwang geschlossenen Freundschaften.

Das Erkennen dieser Umwelt weitet sich mit dem Alltag, mit den alltäglichen Gewohnheiten, mit den erlebten Bräuchen und Begebenheiten. Hier weitet sich der engste Heimatkreis zur Dorfgemeinschaft. Ein geschlossenes Dorfgebilde hat einem heranwachsenden jungen Menschen sehr viel Grundlegendes zu bieten. Die kirchlichen Feste sind da im Laufe eines Jahres elementare Bereicherungen der Erlebniswelt. Neben diesen kirchlichen Festen spielt der Dorfplatz mit den erlebten Zusammenkünften, den Spielen, dem Gesang der Jugend auf dem Dorfhügel, das gemütliche Aussprechen in vertrauter Runde eine große Rolle.

Die enge Bindung zur Gemeinschaft brachte gemeinsame Aufgaben: Die Reinigung eines Bachbettes, gemeinsame Reparatur der Wasserleitung, gemeinsames Herrichten der Ortschafts- und Feldwege. Von der Dorfgemeinschaft führt die Ausweitung des Heimatgedankens zum Alltags- und Festtagsgeschehen in der Pfarr- und Verwaltungsgemeinde, beim Kirchtag, beim Jahrmarkt, bei Gemeindefestlichkeiten. Diese Festlichkeiten weiteten unser Gesichtsfeld und legten das weitere Band des Zusammengehörens über Dörfer und Gemeinden hinaus.

Unsere gleiche Sprache, die Gottscheer Mundart, war hier Bindeglied. Kritisch stellte man da oder dort fest, dass die einen und anderen sich einer etwas anderen Ausdrucksform bedienten, dies und jenes schon etwas anders zu machen pflegten, und dennoch spürte man innerlich das Band des Zusammengehörens.

Zum Verständnis des Zusammengehörens trug auch der Hauptort des Landes, die Stadt Gottschee, bei. Das Erleben der Stadt, in welcher die Leute aus allen Landesteilen zusammenkamen: vom Oberland, dem Unterland, dem Hinterland, aus der Walden. Da erfuhren wir, dass unser Ländchen, unsere weitere Heimat, auch noch über den gewaltigen Hornwald in die Moschnitze reichte und dass auch hinter dem Göttenitzer Bergland in Suchen und Gras gottscheerisch gesprochen wurde, also auch dort Landsleute daheim waren.

Filialkirche Hl. 3 Könige

Für den Gottscheer war der Begriff Heimat stark eingeengt auf das Gottscheer Ländchen, wie wir es zu sagen pflegten. Laibach (Ljubljana) war bereits Fremde, auch wenn sie zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie Provinzhauptstadt und nach dem 1. Weltkrieg Landeshauptstadt war. Dazu war ja die Sprachengrenze eine bewusste Grenzlinie, vielleicht auch ein Grund, dass sich Gottschee in seiner Einheit sechs Jahrhunderte hielt, sich sicher weitere Jahrhunderte gehalten hätte, wäre der riesige Wirtschaftsraum der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht zerschlagen worden.

Nicht alle Gottscheer konnten immer in der Heimat bleiben. Unser Ländchen hatte zu wenig Industrie, die Familien waren aber kinderreich. Ein Sohn nur konnte den Hof übernehmen, eine Tochter vielleicht in die Nachbarschaft verheiratet werden, für manche aber gab es keinen Platz in der Heimat. So zogen viele Gottscheer in die Ferne, nach Wien, Graz, Prag und Triest; sehr viele auch nach Übersee.

Die Heimat verlassen war noch lange nicht die Heimat verlieren. Sie hatten immer das herrliche Gefühl, jederzeit wieder heimkehren zu können. Die Heimat verlieren greift tiefer. Hier ist das Band abgebrochen, werden Verbindungen gelöst, für immer unterbunden. Vor 62 Jahren wurden wir Gottscheer entwurzelt. Der Besuch der einstigen Heimat ist keine Heimfahrt mehr. Stumme Zeugen sind die einstigen nicht mehr bebauten Äcker, die Wiesen, die Gruben, die vertrauten Hügel. Verwahrloste, verfallene Häuser, Kirchen und Friedhöfe, kaum begangene Wege; die Suche nach Dorfgemeinschaften wäre vergebens.

Nicht aus eigenem Verschulden, nicht wegen eigener Unfähigkeit mussten wir die Heimat verlassen. Die Wirren des Ersten und des Zweiten Weltkrieges mit allen unglücklichen Umständen zwangen uns die Heimat aufzugeben, um das nackte Leben retten zu können. Unsere Ahnen und Urahnen waren stolze Bauern, treue Hüter des Landes, sie hielten die Gemeinschaften zusammen und das 600 Jahre lang.

Stadtparrkirche in Gottschee, den Heiligen Fabian und Sebastian geweiht.

Unsere Sprache, die Gottscheer Mundart, verklingt mit unserer Generation, eine Mundart, die ein herrliches Bindeglied von der mittelhochdeutschen Sprache zur neuhochdeutschen darstellt. Viele Wissenschaftler des deutschen Kulturraumes sind sich dessen bewusst, sie sammeln auf Tonbändern und in Büchern, was erhaltenswert ist.

Dieser Gottscheer Wandkalender, der nun bereits zum 4. Mal seit 2001 erscheint, soll einen Überblick über die bäuerliche Arbeit, die Volksbräuche, die Festtage, den Volks- und Aberglauben in der einstigen Heimat vermitteln. Aufgelockert werden die Texte mit Bildern von den letzten noch erhaltenen Kirchen der ehemaligen deutschen Sprachinsel Gottschee. Nicht alle ländlichen Arbeiten, wie z. B. die Holzarbeit, das Schweineschlachten, Jäten,, Obsternte, Weinbau und Spinnen oder ländliche Bräuche, wie die Hochzeitsbräuche, Taufe, Lebensabschluss, Begräbnis und kirchliche Feste, wie z. B. das Hl. 3 Königsfest, die Bitttage, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Fronleichnam und Großfrauentag, sowie Ackersegnen und Regenbitten konnten im Wandkalender Platz finden. Gemeinsam mit dem Hexenglauben könnten sie die Seiten eines nachfolgenden Kalenders füllen.

Vorderseite: Blick gegen Langenton (oben), Filialkirche hl. Andreas in Durnbach (unten)

Gottscheer Kalender 2004

Feber

So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29

Der Fasching

Die Maskeraden und Karnevalsumzüge während der Faschingszeit sind wohl auf unsere Vorfahren, in deutschen Landen zurückzuführen, die mit zottigen Fellen bekleidet und mit Tiergehörn auf dem Kopf in den Kampf zogen, um unter den Feinden Schrecken und Verwirrung zu erregen. Auch im Gottscheer Lande wurde Prinz Karneval an den Faschingsdonnerstagen als „Pfinstokhmannl" gefeiert. Der Mittagstisch war an diesen Tagen mit Speisen reichlich gedeckt; aber auch für den Nachmittag und Abend wurden Würste, Stücke vom Selchfleisch und von der Pobolitsɔ (Hefeteigstrudel) und Krapfen erübrigt und auf dem warmen Ofen aufbewahrt. Am Nachmittag tauchten in den Dörfern Voschongɔ (maskierte Personen) in absonderlichen Kostümen auf. Sie trieben zur Unterhaltung und Erheiterung der Bevölkerung allerlei Allotria, erschienen in den Häusern, musizierten, tanzten und wurden auch bewirtet. Am „voistign" Sonntage und den zwei letzten Faschingstagen kamen fremde, häßliche und schöne Masken aus den Nachbardörfern, zogen mit Musikbegleitung durch die Orte und hatten es bei ihren tollen Streichen besonders auf die weibliche Jugend abgesehen. Am Abend fanden in den Gasthäusern Tanzunterhaltungen statt; Voschongɔ in auffallenden Kostümen erschienen und brachten mit ihren Witzen und Späßen viel Fröhlichkeit unter die tanzenden Paare. Am Aschermittwoch bewegte sich dann ein Zug von komischen Gestalten, die eine Strohpuppe trugen oder in einem Wagerl zogen, Trauergesänge anstimmten und laut weinten, durch das Dorf. Bei diesem Gange erfreute sich die nachlaufende Jugend an den ulkigen Auftritten und spaßhaften Ansprachen der übermütigen Faschingsnarren. Schließlich wurde die Puppe verbrannt und die Herrschaft des Prinzen Karneval war zu Ende.Alle diese bäuerlichen Unterhaltungen verliehen unserem zum Grübeln stark hinneigenden Völkchen bei ihrer öfteren Wiederkehr stets Herzhaftigkeit, Mut und Lebenskraft. Auch die Fest- und Feiertage des Jahres brachten Sonnenschein und viel Licht in das düstere Gemüt des Landsmannes, der allzu häufig von Sorgen und Kümmernissen heimgesucht war.

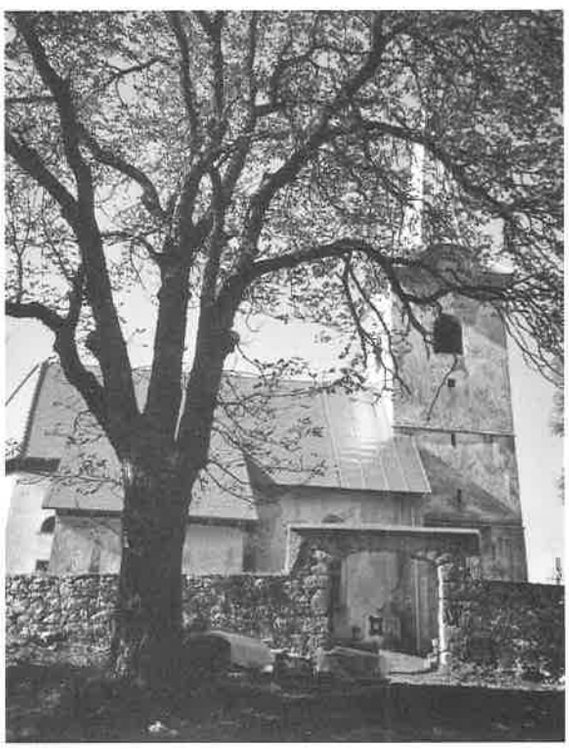
Fasching in Altlag – „Voschonkh in Loag"

von Rudolfine Krische geb. Hönigmann aus Altlag

Der Fasching ist eine rauhe, ausgelassene, aber auch sehr lustige Zeit. Einstmals zu Hause in der alten Heimat machten junge und alte Leute im Fasching mit. Manch junger Bursche fühlte sich unter der Larve freier und verspürte keine Hemmungen oder Scheu. Auch die Kinder hatten große Freude und Spass sich zu verkleiden. Den Anfang des Faschings machte das „Finstokhmannle". Das war der erste Donnerstag in der Faschingzeit. Von da an gab es jeden Donnerstag „Voschongɔ", so nannte man die verkleideten Menschen.Die Mutter kochte in der Faschingszeit jeden Donnerstag geselchte Ripperln, Kartoffel Kraut oder saure Rüben. Der letzte Donnerstag war der „voistigɔ Finstokh". Am Sonntag darauf – Faschingssonntag, voistigɔ Shüntokh – gab es überall Feuerwehrbälle mit Musik und Tanz. Am Montag, dem „Vrassmantokh" hat Mutter Krapfen und „Pfonntsautlain" (Pfannkuchen) gebacken. Am Nachmittag des Vrassmantokh gab es am Dorfplatz sehr viele „Voschongɔ" und „Schmierbarɔ". An jeder Ecke sind Frauen und Kinder gestanden. Ahnungslos wurde dem großen Treiben zugeschaut. Auf einmal kamen „Schmierbarɔ" (diese hatten die Hände voll Ofenruß) um die Hausecke. Da liefen die Frauen und Kinder so schnell sie konnten ins nächstgelegene Haus. Alle konnten nicht entkommen und so manchen Mädchen oder Frauen wurde das Gesicht mit den rußigen Händen eingerieben. Am Faschingsdienstag, dem „Scheißartokh" gab es nur schön verkleidete „Voschongɔ". Gegen 14.00 Uhr hat sich der Faschingsumzug zusammengestellt. Der Harmonikaspieler, natürlich auch als „Voschonkh" verkleidet, spielte auf und holte mit den Dorfburschen die Mädchen, die auch verkleidet waren, aus den Häusern. Es ging von Haus zu Haus. Schnaps und Most gab es genug; auch Krapfen und Pfonntsautlain. Am Abend wurde dann im Gasthaus Locker ein Faschingsball veranstaltet, wo bis Mitternacht getanzt wurde. Nicht länger, denn ab Mitternacht war schon Aschermittwoch, der Beginn der Fastenzeit. Am Aschermittwoch wurde der Fasching (Strohpuppe) bei Kürzelsch Koasl verbrannt. Die Fastenzeit wurde ganz streng eingehalten. In dieser Zeit gab es nirgends einen Tanz und auch keine Musik. Der Vater hat die Ziehharmonika bis Ostern in den Kasten eingesperrt. Während der Fastenzeit gab es auch keine Hochzeiten. Deshalb tobte man sich vorher noch etwas aus, war lustig und manchmal etwas übermütig.

Aberglauben

Am Faschingdienstag dürfen beim Essen nicht so viele Löffel auf den Tisch kommen, als Leute daran sitzen. Auch darf man an diesem Tage keine Suppe essen, da man sonst im Sommer zu sehr schwitzen muss. Wer Knochen vom Fleisch, das am Faschingdienstag gekocht wurde, in eine Lache wirft, hat viel von Fröschen zu leiden. Sie folgen ihm auf Schritt und Tritt, ja selbst auf Tisch und Bett. Bäckt man an diesem Tage Brot mit Sauerteig, so richten die Maulwürfe auf dem Felde großen Schaden an. Reicht man jemanden am Faschingdienstag Brot, so nimmt er das Unkraut von den Äckern mit. Schneit es an diesem Tag, so geraten die Rüben gut. Am Faschingdienstag streut man den Hühnern das Futter in einen Reifen. Hühner, die davon fressen, bleiben vom Geier verschont. Wer sich am Abend beim Licht rasch umdreht und dabei wahrnimmt, dass sein Körper keinen Schatten wirft, der stirbt noch im selben Jahr. Trägt man am Faschingdienstag eine Speise in ein anderes Haus, so hat man zugleich das Unkraut vom eigenen Acker auf den des Nachbarn übertragen. An diesem Tag steckt der Landsmann auch drei Körner in die Erde; das eine bezeichnet die Zeit vor Georgi, das andere zu Georgi, das dritte nach Georgi. Das Körnchen, das am schönsten aufgeht, zeigt die rechtzeitige Saat an. Wo zu Fasching viele Faschingszüge stattfinden und wo viel getanzt wird, dort gedeihen die Rüben gut. Gibt man zu Fasching eine einjährige Haselrute ins Wasser und sprießen die Knospen bis zum Palmsonntag auf, so geht der Wunsch, den man sich dabei gedacht hat, in Erfüllung. Salat, am Aschermittwoch gesät, wächst rasch und ist besonders schmackhaft. Die Kirschbäume werden mit Vorliebe an diesem Tag veredelt. Wirft man am Aschermittwoch den Kehricht auf den Misthaufen des Nachbars, so hat man ihm zugleich alles Unkraut auf seine Äcker geschüttet.



Pfarrkirche Hl. Petrus in Unterlag

Pfarrkirche Hl. Andreas in Pöllandl

Vorderseite: Hl. Mutter Anna in der Filialkirche Maria Hilf in Büchel bei Pöllandl

Gottscheer Kalender 2004

März

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

Die bäuerliche Arbeit

Jede wichtige Arbeit auf dem Feld begann in Gottschee mit „in Göttisch Num“ (in Gottes Namen). Christliche Frömmigkeit und alter Naturglaube geleiteten die Landsleute dabei in ihrem Tun.

Es gab Glaubensvorstellungen, die nicht an einzelne Verrichtungen gebunden waren, sondern für Arbeiten der verschiedensten Art galten, z. B. der Glaube an Unglückstage. An solchen begann man eine Menge von Dingen erst gar nicht, wenn es sich nur irgendwie vermeiden ließ.

Im ganzen Gottscheerländchen gab es einen ziemlich einheitlichen Wochentagsglauben. Dienstag und Freitag galten als Unglückstage. An diesen Tagen sollte man keine Arbeit beginnen, auch keinen Ochsen zum ersten Mal einspannen. Der Freitag als Unglückstag geht auf den Karfreitag zurück.

Auch der Glaube an die Wirksamkeit von Gestirnen beeinflusste den Zeitpunkt von Tätigkeiten. Verhältnismäßig wenig trat dabei die Sonne hervor, sehr stark aber der Mond und die Tierkreiszeichen.

Pfarrkirche Hl. Elias in Stockendorf

Weithin geltender Analogieglaube besagte, dass das was über der Erde wachsen soll, durch zunehmenden Mond begünstigt wird, was unter der Erde Frucht bringen soll (Rüben, Kartoffeln) bei abnehmenden Mond der Erde anvertraut wurde.

Bei Neumond sollte nicht gesät werden, denn dann wird das Korn schwach, die Ähren bleiben weich und es reift nicht gut. Wenn bei Neumond gemäht wird, fressen die Rinder das Heu nicht gern. Kraut sollte bei Neumond nicht eingestoßen werden, denn sonst hält es nicht über den Sommer. Bei abnehmenden Mond sollte man säen, was harte Körner haben soll (Kukuruz). Bohnen sollten bei zunehmenden Mond gesetzt werden, Buschbohnen hingegen bei abnehmenden Mond.

Mais im Sternzeichen Zwilling und Stier setzen ist günstig, bei Zwilling bekommt man zwei Kolben an einem Stamm, bei Stier und Widder harten Mais. Bohnen sollte man im Zeichen des Krebses setzen, dann sind sie voll, wie die Scheren beim Krebs.

In den Tagen nach Neujahr erfolgte das Mistausführen mit einem Schlitten und man machte auf dem Acker einen großen viereckigen Haufen, der festgetreten wurde. Vor dem Pflügen wurde der Mist dann verteilt. Alle 3 bis 4 m blieb der Wagen stehen und der Bauer schlug mit dem „Mischthukhð“ ein Häufchen herunter. Dann kam das Zerstreuen der Düngerhaufen mit der Mistgabel, was zu einer gleichmäßigen Verteilung führen sollte. Daran schloss sich das Pflügen.

Ging man das erste Mal mit dem Pflug auf das Feld, sah es der Bauer nicht gern, wenn ihm jemand in den Weg trat. Er glaubte, dass dann in diesem Jahr alles verkehrt gehen könnte. Wenn man im Frühjahr anfing zu ackern, hat man das Zugvieh meist mit Weihwasser gesprengt. Sollte die Ernte reichlich ausfallen, musste die letzte Furche in der Richtung auf das Dorf gezogen werden. Die Art der Gespanne war vielfältig. Es gab nicht nur ruhig gehende Ochsenpaare, sondern auch gemischte Gespanne, wie z. B. Kuh und Pferd, oft auch nur Kühe. Voran ging der Fuhrmann, denn Ochsen und Kühen musste man vorangehen. Hinten war der Pflüger, der das Gerät nicht nur fest führen musste, sondern es auch immer rechtzeitig in die Höhe reißen musste, damit Sech und Pflugschar an den Steinen keinen Schaden nahmen. Schließlich folgte dem Pflüger noch jemand, der den Mist mit einem Rechen in die frisch gepflügten Furchen einbrachte. Spannte man nach dem Pflügen die Ochsen aus, drehte man die Deichsel nach hinten, denn dann konnten die Hexen dem Vieh nichts antun.

Nach dem Pflügen folgte das Eggen und Säen.

In Gottschee gab es noch keine Sämaschinen. Der Sämann ging angemessenen Schrittes über den Acker und warf weitausholend den Samen aus. Das Saatgut hatte er in einem strohgeflochtenen Säkorb. Im Gottscheer Haupttal haben die Männer gesät, in der Walden, der Moschnitze und im Hinterland die Frauen.

Die Maiskörner wurden mit der Hand gelegt, ebenso wie die Kartoffeln. Mit der Haue schlug man eine Vertiefung und steckte mit der anderen Hand zwei Maiskörner unter die Haue. Mit dem nächsten Schritt drückte man die gelockerte Erde an, während man mit der Haue das nächste Loch schlug. Kartoffeln und Türkischer Weizen (Mais) benötigten zwischen Aussetzen und Ernte verschiedene Arbeitsgänge. Um diese zu erleichtern sollten die einzelnen Zeilen einen ziemlich gleichen Abstand voneinander aufweisen. Bei jedem Haus befand sich daher ein selbst gefertigter Rechen. Die etwa 30 cm langen Zähne waren im Abstand von ca. 50 cm voneinander angebracht. Mit diesem Gerät zog man Rillen über den Acker und zeichnete so die Pflanzreihen vor. Allerdings begann man dann später die Kartoffeln in die offene Furche zu legen. Indem der Pflug eine neue Furche zog, deckte man mit dem Aushub die gelegten Kartoffen zu.

In weiterer Folge mussten die Futterkohlrüben und die „Ronen“ (Runkelrüben) in die Erde. Möhren hat man in die Wintergerste gebaut. In manchen Gegenden am Faschingdienstag noch auf den Schnee gestreut, wobei der Samen mit der Schneeschmelze in das Erdreich eingedrungen ist. Die weißen Rüben waren die zweite Frucht nach der Gerstenernte.

Filialkirche St. Rochus in Schalkendorf

Volksglaube

Besonders fest haften Bräuche und Volksglauben, die mit den Arbeiten des Feldes, den wichtigsten des bäuerlichen Daseins verknüpft sind.

Beim Hirsesäen sollte man solange Stillschweigen bewahren, bis der Acker vollends bestellt war. Auf dem Weg zum Krautsäen sollte man keine Brotbrösel in der Tasche haben, auch dürfen einem die Hühner nicht über den Weg laufen. Rübensamen begoss man gerne mit Petroleum, damit die Flöhe nicht über die Rüben herfallen und sie auffressen. Man sät nicht bei Neumond, denn da büßt der Mist an Güte ein, das Korn schießt nur leer in die Ähren. Zwischen 11 und 12 Uhr baut der Bauer ebenfalls nichts an, denn das ist für ihn eine Unglücksstunde. Salat sät er drei Tage nach Neumond, Möhren im Sternzeichen der Fische. Kraut das bei „Zwillinge“ angesetzt wurde, missrät, es wächst verkrüppelt. Taucht man den Mais vor der Aussaat in Milch, so wird dadurch das Wachstum gefördert und er wird früher reif. Je größer die Erdknollen, desto tüchtiger die Rüben.

Wer einem Nachbar die Überfahrt über sein Feld verwehrt, dem versperrt Gott den Weg, er stirbt noch im selben Jahr. Findet man einen Hufnagel auf dem Feld, so deutet dies auf ein Missjahr, ein Decknagel stellt hingegen ein fruchtbares Jahr in Aussicht.

Ackergeräte lässt man über den Sonntag nicht auf dem Feld liegen, eine Fuhr Mist nicht über Nacht vor dem Haus stehen. Ochsen lehrt man das Führen nicht im Herbst, sondern im Frühjahr, da sie sonst den Kopf zu Boden geneigt tragen.

Vorderseite: Stadtpfarrkirche Gottschee – Aquarell von Mag. Art. Roman Erich Petsche

Gottscheer Kalender 2004

April

Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30

Ostern

Ein Vorbote der Osterzeit ist der Palmsonntag. Ein oder zwei Tage vorher wurden die schönsten Palmzweige abgeschnitten, zu einem Palmbuschen zusammengebunden und die Palmzweige mit Bändern und Goldzierrat geschmückt. Stolz trugen meistens die Buben diesen, auf einen schönen Stock gesteckt, zur Kirche, wo dann die Palmweihe stattfand. Die geweihten Zweige wurden zu Hause unter dem Dach befestigt, in Kreuzform an Türen genagelt und auf den Feldern an vier Punkten, die den Himmelsrichtungen entsprachen, in die Erde gesteckt, damit Gott der Herr die Hausbewohner vor Versuchungen des Bösen bewahre, die Gebäude vor Brand und die Felder vor Ungewitter schütze.

Am Gründonnertag verstummten die Glocken, da diese nach altem Glauben ihre Romreise antraten. In der Kirche wurden alle Kreuze zum Zeichen der Trauer über den Tod Christi mit violetten Tüchern verhüllt.

Der Karfreitag wurde überall, so auch heute noch, als großer Fasttag gehalten.

Endlich kam der Karsamstag. Am Vormittag ruhte die Arbeit noch nicht. In der Küche war die arbeitsame Hausfrau in voller Tätigkeit. Selchfleisch und Würste kochten in großen Töpfen. Prächtige Brotlaibe und zierlich gewundene Kolatschen, alle mit Johannisbrotmehl, Rosinen oder verschiedenen Früchten gefüllt, nahmen die Plätze auf Bänken und Stühlen ein, um sie bei entsprechender Hitze im Backofen mit der breiten Schaufel aus Buchenholz einzuschießen. Hörte man dann um 9 Uhr vormittags das feierliche Glockengeläute von dem schlanken Turm der weithin sichtbaren Pfarrkirche durch Dorf und Feld schallen, so erfüllte Andacht und Inbrunst die Herzen der Kirchenbesucher. Eine weihevolle Stimmung beherrschte auch die Leute, die noch auf dem Felde arbeiteten, denn auch die Natur war aus dem langen Winterschlafe erwacht und begann ihr neues Kleid zu entfalten. Blumen und Gräser sprossen aus der Erde, die vielen Vögel zwitscherten und bauten ihre Nester. Um 12 Uhr war die Arbeit an diesem Tage beendet. Alles freute sich auf die bald beginnenden kirchlichen Feierlichkeiten.

Filialkirche Hl. Philippus und Jakobus in Mitterdorf bei Tschermoschnitz

Nachmittag fuhr ein Priester in die Dörfer und weihte in den Filialkirchen Schinken, Selchfleisch, Würste, Gugelhupf, Kren und Eier in schönen Kopfkörben wohl verwahrt. Hernach verließen die Haustöchter und auch Dienstmägde rasch die Kirche und gingen mit ihren Körben, die mit bunten Bändern und Seidentüchlein reich geschmückt waren, so schnell als möglich nach Hause. Es war ein allgemein verbreiteter Volksglaube, dass diejenige, die als erste durch das Dorf schritt, in diesem Jahre noch heiraten wird. Die an Scherz gewohnte männliche Jugend machte dabei ihre Späße und hatte ihre helle Freude an dem erheiternden Wettbewerb. Der Sieg war aber nicht so leicht zu erringen. Es soll auch hie und da vorgekommen sein, dass eine hoffnungsvolle „baldige" Braut im letzten Augenblick viel Missgeschick hatte. Plötzlich stolperte sie, der Korb stürzte auf die Straße und Brotlaib, Fleisch und Eier kollerten nach allen Richtungen. Die übermütigen Burschen, die sich bisher prächtig unterhielten, verstummten auf einmal, eilten herbei und halfen ihr, den Korb mit den zerstreuten Weihestücken zu füllen. Die früher frohgelaunte Dorfschöne schritt jetzt langsam mit bangem Herzen dem Wohnhaus zu.

Um 5 Uhr nachmittags fand dann die Auferstehungsfeier statt. Wenn in der vollbesetzten, hell erleuchteten Kirche das Osterlied „Der Heiland ist erstanden" erklang, war die andächtige Volksmenge tief ergriffen. Die Statue des erstandenen Heilands wurde in feierlicher Prozession um die Kirche getragen, die Glocken läuteten und die Böller krachten. In Orten, wo eine Blechmusik war, spielte diese beim Umgang feierliche Weisen.

Nach der erhebenden Feier eilte die männliche Dorfjugend in vielen Orten auf die umliegenden Hügel, schichtete trockenes Holz übereinander und bald flackerten helle Flammen zum Himmel empor. Überall leuchteten Höhenfeuer und bekannte Lieder erklangen durch Feld und Wald. Außerhalb des Dorfes blitzten die aufgestellten Böller mit weithin schallendem Gekrach durch die Luft. Doch bald war die Herrlichkeit vorüber, ein Feuer nach dem anderen erlosch, weithin säuselte der kalte Nordwind in den kahlen Ästen und Zweigen der Bäume; die Nacht hatte ihre dunklen Schleier über das Dorf ausgebreitet und überall herrschte Ruhe und Frieden in dieser dunklen Nacht. Das Dorf lag in tiefem Schlummer.

Es ist Ostersonntag, 3 Uhr früh – im Osten zeigte der nächtliche Himmel einen rötlich-gelben Schein. Haustüren öffneten sich, es erschienen Burschen und Mädchen und schlugen schnellen Schrittes den Weg zur Kirche ein. Hier hatte sich bereits eine ansehnliche Zahl von Dorfbewohnern angesammelt. Ein rüstiger Jüngling schwang eine rote Kirchenfahne und alle marschierten in langem Zuge aufs Feld. Schöne Osterlieder ertönten durch die stille Nacht. Bei jeder Kapelle machte die fröhliche Schar halt und nach dem Singen einiger Kirchenlieder bewegte sich die Menge wieder weiter. Um 6 Uhr früh war der weite Weg, der um die Felder führte, zurückgelegt. Die Freude und Begeisterung nahm immer mehr zu. Der Anfangs schwache Gesang wurde voller und kräftiger, bis die fröhlichen Leute wieder bei der Kirche ankamen. Dort wurde bevor sich der Zug auflöste noch ein Vaterunser gebetet und sämtliche Teilnehmer suchten ihre Wohnungen auf, wo ein kräftiges Frühstück auf sie wartete und das erste Osterfleisch gegessen wurde. Um 7 Uhr folgte der Ostergottesdienst.

Am Ostersonntag blieben ähnlich wie am Weihnachtstag die Gasthäuser leer. Erst am Ostermontag begannen die Lustbarkeiten. Im Gedächtnis der Gottscheer lebt das Kinderfest am Ostermontag mit besonderer Stärke fort. Man nannte es „tschelln" von Tschell = Kamerad, Geselle. Das Fest hielten die Kinder von 5 bis 14 Jahren. Der „Tschelltokh" war für manche Kinder vielleicht der schönste Tag des Jahres. Das „Tschelln" verkörperte das Symbol inniger Freundschaft , der Zusammengehörigkeit. Auch Eltern nahmen regen Anteil am „Tschelln" ihrer Kinder, konnte es ihnen doch nicht gleichgültig sein , welchen „Tschelln" sich ihre Kinder ausgesucht haben, denn der „Tschell"-Geselle soll ja ein wahrer Freund sein und bleiben, oft für das ganze Leben.

Auch die Dorfburschen und die Dorfschönen benützten den Ostermontag, um sich zu „tschelln". Sie versammelten sich im Dorfwirtshaus. Ein Musikant entlockte seiner Ziehharmonika bekannte Weisen und die Paare drehten sich lustig im Kreis. So mancher Dorfbursch führte später seine „Tschellin" zum Traualtar.

Sitte und Aberglauben

Am Karfeitag, bevor sich die Sonne zeigt, füttert man die Rinder mit Palmzweigen, worauf die Kühe gemolken werden. Auch der Hirt bläst vor Sonnenaufgang sein Liedchen, damit seine Herde nichts von wilden Tieren zu fürchten habe. Überträgt der Priester das Messbuch am Karfreitag selbst, so missraten die Kirschen im selben Jahr.

Am Karsamstag während des Glockengeläutes wird Wasser geholt, von dem alle Hausbewohner trinken und mit dem sich alle waschen. Damit wäscht man sich von allen Krankheiten rein. Auch schüttet man von diesem Wasser etwas in die Rüben- und Krautbottiche, damit das „Saure" das ganze Jahr frisch bleibt. Der Mesner trägt geweihtes Feuer von Haus zu Haus, damit diese vor Feuersbrunst bewahrt bleiben. Von den geweihten Speisen isst man zuerst Eier und Kren, dann wird man von keiner Schlange gebissen. Werden geweihte Knochen unter einem Baum verscharrt, dann ist das Haus vor dem Blitzschlag sicher.

Wer am Ostersonntag zuerst die Kirche betritt, dessen Rinder ziehen gerne von der Hutweide nach Hause.

Zu Ostern wurde viel Brot gebacken, Nuss-, Mohnbrot und das etwas süßliche Boxhörndlbrot (Karubebrot). Eine typische Gottscheer Speise war die Villə (Fülle). Auch Schinken, Speck, Lauch, Kren, Würste, gefärbte und ungefärbte Eier waren unter den zur Weihe getragenen Sachen.

Pfarrkirche St. Michael in Ebental mit neuen Turm

Vorderseite: Blick von Niederdorf zum Schweineberg (oben) – Pfarrkirche St. Leonhard in Mösel

Gottscheer Kalender 2004

Mai

Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

Das Leben der Hirten

Die Hutweide, diese so unendlich friedliche Landschaft, war des Hirten Heimat. Das Strauchwerk, die Hügelchen und Gruben, die Hänge und all das Dickicht, aber auch die ebenen Plätzchen neben den Wacholderstauden, das waren die Wohnräume der Hirten. Kaum zeigten sich die ersten Grasbüschel im Frühjahr, da begann das Jahr des Hirtenvolkes. Es endete, als in den Feldern schon längst der erste Reif den letzten Saft der Blätter und Kräuter verbraucht hatte. Viele betrachteten den Hirten als die letzte Person im Dorf. Er galt meistens nicht viel. Nur ganz nebensächlich beschäftigte man sich in manchen Ortschaften mit dem Dorfhirten. Der Hirt, meist ärmlicher Abstammung (s' Hatarle) als bescheidenes Geschöpf wurde meist zurückgesetzt; aber vielleicht nur von Menschen, die den Sinn für arme Leute und für niedere bescheidene Berufe verloren hatten.

Das Hirtenleben, seine durchaus verantwortlichen Dienste, die Naturgebundenheit, die dieser Arbeit anhaftet, die Einfachheit dieses friedlichen idyllischen Lebens – dies alles erst einmal erfasst, verstanden, dann muss man auch vor dem Hirten sowohl von der ideellen, wie auch wirtschaftlichen Seite aus gesehen einmal den Hut ziehen. Der Hirt ist eine Persönlichkeit, die uns durch Jahrtausende in der Geschichte immer wieder aufscheint. Wer kennt nicht die vielen Stellen der heiligen Schrift, die von Hirten sprechen; oder das Gleichnis vom guten Hirten und der Herde? Nicht zu vergessen, das große weite Gebiet der Hirtendichtung. Das Hirtenleben sahen wir verherrlicht durch all die Jahrhunderte in Dichtung und Vertonung. Die größten Meister der Musik fanden im ländlichen Hirtenleben ihre schöpferischen Grundlagen für unsterbliche Musikwerke. Also der „Hatar" (Hirt) ist geschichtlich, kulturell, volkstümlich gesehen durchaus eine Persönlichkeit.

Das Leben der Hirten in unserer ehemaligen Heimat Gottschee spielte sich in zwei Formen ab: Der richtige Dorfhirte, der von der Ortschaft als solcher aufgenommen wurde, und die kleinen Hirten (Hatarlain) der Bauern und Keuschler, die, nicht im Verband der Ortschaft, ihr Vieh selber weideten.

Eine gute Hutweide war bekanntlich die halbe Fütterung. Vom milchwirtschaftlichen, vom Kostenstandpunkt, wie auch von der gesundheitlichen Seite des Viehstandes her gesehen, musste die Hutweide stetes ein Sorgenkind der Ortschaft sein. Die Bestellung eines gemeinsamen Dorfhirten war aber nicht so einfach. Dieser Akt der Ortschaft bildete wie selten Gelegenheit zu Meinungsverschiedenheiten. Die Zusammenfassung der einzelnen Viehbesitzer zu gemeinsamer Weide war daher oft ein Stück der Ortschaftsführer. War das gelungen, bedurfte es großer Geschicklichkeit der Verantwortlichen des Dorfes, den richtigen und den Erfordernissen entsprechenden Dorfhirten zu finden und zu verpflichten. „Hatar shain ischt as leschtə Gəscheft", hieß es leider zu oft. Viel Schuld daran waren vor allem die sozialen Voraussetzungen und die vielfach anzutreffende schlechte Entlohnung.

Die Entlohnungsarten des Dorfhirten konnten außerordentlich verschieden sein: ganze Naturalentlohnung, oder Naturalentlohnung und Geld oder auch mit Tagesverköstigung eingeschlossen. Die Verköstigung von Haus zu Haus war vielleicht eine der schwierigsten Entlohnungsbedingungen für den Dorfhirten. Täglich eine andere Küche auskosten, täglich bei anderen Leuten zu Tisch gehen, ist vielleicht durchaus ausgiebig, jedoch für den Hirten bedrückend.

Ob die Sonne darniederbrannte, ob Regen alles durchnässte, ob Wind und Sturm über die Hutweide dahin brausten, der Hirt musste stets seinen Dienst antreten. Sein Dienst war nicht nur schwer, sondern auch verantwortungsvoll. Die Gefahren auf der Weide waren durchaus nicht klein. Das Vieh sollte satt heimkommen. Er musste die Herde führen im wahrsten Sinn des Wortes. Führen in gefahrloses Gelände, führen auf saftige Weideplätze, führen bei Tränken vorbei und führen in feierlicher friedlicher Eintracht. Er musste widerspenstiges Jungvieh an die Pflichten der Gesamtheit und an den Gehorsam gegenüber der Herde erziehen. Vor Beginn der Weidezeit ging es ja oft recht wild und durcheinander zu. Er musste seine ihm Anvertrauten bei den Hörnern packen, denn das Wahrzeichen der Herde durfte nur der Hirt sein. Respekt, Achtung, aber auch Anhänglichkeit musste er sich bei ihr verschaffen. War also der Hirt das „letzte Geschäft" im Dorf? Durchaus nicht.

Der Hirt war auch ein Gebieter der Hausfrauen. Unbarmherzig blies er und die Milcheimer mussten im Eilschritt in die Stallungen, denn der Hirt musste zeitig früh sein Volk auf die Weide führen.

Seine Bekleidung musste trotz der sommerlichen Hitze fest sein, denn die Hutweiden waren leider mit Gestrüpp übermäßig überwuchert. Das Blasinstrument des Hirten war in neuerer Zeit mehrfach ein modernes Blechhorn. Mancherorts traf man noch ein geschwungenes richtiges Horn an, dessen Töne dumpf bis in die entlegensten Winkel des Dorfes zu entnehmen waren.

Filialkirche St. Florian in Wertschitz

Glocke der ehemaligen Kirche in Obergras

Ein umsichtiger Hirt wusste trotz seiner einsamen Dienste in Feldern und Wäldern viel zu erzählen. Er kannte die besten Bilchplätze. Er wusste Bescheid, wo im Herbst die schönsten Holzbirnen oder die besten Saueräpfel für die Obstzubereitung zu finden waren. Er kannte die Beschaffenheit der Gemeindewege; die schadhaften Zäune und Einfriedungen fielen unter seine Kontrolle. Er kannte die besten Plätze mit Beeren, Haselnüssen und anderem nützlichen Gewächs. Je größer die Hutweide, desto erhabener fühlte er sich als Herr und Gebieter seines Reiches.

Viel schöner war das Leben der kleinen Hirten, wenn also kein richtiger Dorfhirt dabei war, d. h. wenn einzelne Viehbesitzer selbst „Hatarlain" aufnahmen oder im Haus so viel Jugend war, dass der Weidedienst von eigenen Familienangehörigen, vor allem von der männlichen Jugend bestritten werden konnte. Jugendliche Ungebundenheit konnte ihre höchste Blüte zeigen und wenn Vieh und Weide entsprechend waren, dann konnte dieses kleine Hirtendasein sich zum wahren Erlebnis gestalten. Es gab da auf der Hutweide allerhand Kurzweil. Wenn der Hunger sich meldete, wurden Erdäpfel gebraten. Im Herbst gab es dazu noch gebratene Kukuruzkolben. So auf einem weiten Bergeshang in königlicher Einsamkeit Rauchwolken aufsteigen lassen, der gleißenden Glut duftende Erdäpfel entnehmen zu können, in eng verbundener Gastfreundschaft mit dem Hirtenvolk um das Feuer lagern und dazu das friedliche Gebimmel der Kuhglocken, das in der der Stille in den nahen Wäldern wieder zu hören war, wurden als schönste Stunden im jugendlichen Landleben empfunden. Auf der Weide gab es auch noch anderen Zeitvertreib. Haselnussstauden haben im Herbst Nüsse, da gab's unendlich viele Spiele. In der Zeit der Sommersonnenwende waren viele Hirten mit der Herstellung der Sonnwendscheiben beschäftigt.

Das Hirtenleben zeigte sich auch nicht immer in schöner und angenehmer Weise. Es kostete mitunter auch Schweißtropfen, blutig geritzte Gesichter und Hände von Dornen und Sträuchern. Aber abends, wenn die Herde unter Glockengeläute sich heimwärts schlängelte, dann war alles wieder vergessen. Friedliche Abendstille hatte sich schon über die Ortschaft gebreitet, wenn die Rinder auf den holprigen Wegen daheim zustrebten. Jedes Stück kannte und wusste seinen Weg, sein Daheim.

Hirtenbräuche

Von Hirtenbräuchen hat sich wenig erhalten. Sinnig ist folgender Brauch: Am „großen Freitag" und zu Georgi zog in Hinterberg der Hirt auf einen Hügel vor dem Dorf und entlockte seinem Horn die bekannte Hirtenmelodie. Soweit nun der Ton in die Ferne drang, soweit hatte seine Herde nichts von bösen Mächten zu fürchten.

Am 25. April wurde das Vieh zum ersten Mal auf die Weide getrieben. Da legte man über den Weg drei geweihte Palmen und trieb zuerst eine Kuh darüber, die mit einer großen Glocke behängt war, die alle drei Weihnachtsnächte auf dem Tisch lag.

In Stockendorf trieb man das Vieh am ersten Tag mit geweihten Palmruten auf die Weide, nachdem man den Kühen „Himmlkhrantslain" (ein Kranz von wilden Blumen, den die Mädchen am Fronleichnamstag am Arm trugen) um die Hörner geflochten hat. An hohen Feiertagen trieb man die Kühe nicht zu früh auf die Weide, sonst könnten leicht Hexen über sie Gewalt gewinnen.

Vorderseite: Jungfrau Maria - in Büchel bei Pöllandl

Gottscheer Kalender 2004

Juni

Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30

Sonnwendbräuche

Die Sommersonnenwende war eine der großen Hauptfestzeiten des Jahres. Es scheint berechtigt, von Festzeit zu sprechen, denn die Bräuche der sommerlichen Jahresumkehr finden sich nicht nur auf den Johannestag und den Vorabend beschränkt, sondern die Feuer begannen vielfach schon am Veitstag (15. Juni) und erstreckten sich bis Peter und Paul (29. Juni) und sogar Ulrich (4. Juli). Daher sagte man auch in Gottschee, der 14., 23. und 28. Juni sind die „drei Kriðßnachtð". Allerdings bestand ein deutlicher Höhepunkt um Johannis, der an sich nicht dem astronomisch längsten Tag entspricht, sondern dem Kirchenkalender verbunden ist. Das Bewußtsein einer Wende des Jahres geht aber aus Benennungen, Bräuchen und Glaubensvorstellungen hervor. Schon das Nibelungenlied spricht von den „Sunnewenden". Die Gottscheer verwenden durchwegs die Bezeichnung „Shümmittn" (Sommermitte), die sich lautgesetzlich aus „Sonnwenden" entwickelt hat. Den Gottscheern bedeutete das Fest in mehrfacher Hinsicht eine Freudenzeit. Der kirchliche Feiertag zu Johannes d. T. war zwar aufgehoben. Er spiegelte sich in der Gottschee jedoch immer noch mehrfach. Etwa in Pöllandl, wo Anbetungstag war und keiner gearbeitet hat, ähnlich in Mösel. Das altertümliche Gottscheer Sonnwendlied spricht aber von den „Lieben heiligen Sonnwenden" – nicht Johannesfest – und der ganze Juni hieß auch „Shümmittnmuðnot". Ein Zeichen, daß das Volk hier doch einen Haupteinschnitt des Jahres empfand. Die hervorstechendsten Züge des Gottscheer Sonnwendbrauchtums bildeten neben den Feuern eine Reihe von Bräuchen, die mit Pflanzen und Wachstum verbunden waren. Beginnend mit dem Großsymbol des Maibaumes, der in Gottschee sogar häufiger noch an Sonnwend als am 1. Mai auftrat. Zahlreich waren die pflanzlichen Schutzmittel für das Haus und seine Bewohner. Nicht minder vielfach aber auch Orakel, besonders mit Hilfe von Blumen. Hier traten das gelbblühende Johanniskraut, die Margerite und das Farnkraut besonders hervor. Geheimnisvolle Kräfte zeigten sich vor allem im Glauben an das Farnkraut. Dieses streute man vor die Türen als Schutzmittel vor Schlangen. „Wer durch Farnkraut geht und es fällt ihm Samen in die Tasche, der kann die Blumen sprechen hören". Tschinkel berichtet in seinen Schriften außerdem, daß das Farnkraut am Johannistag eine Stunde blüht, der Same fällt aber gleich ab. Wer im Besitz dieses Samens ist, versteht die Sprache der Tiere. Dass die lieblichen Boten der voll erblühten Natur zum Schmuck verwendet wurden, war naheliegend. Sowohl an Häusern, wie in den Sträußen der Burschen für die Mädchen. In Altlag trug die ganze Jugend Kränze im Haar.
Schließlich fand am Johannistag selbst das Ackersegnen und –schmücken statt. Sehr reich und eindrucksvoll war die Abfolge der brauchtümlichen Handlungen mit einem eigenen Liederschatz. Am Johannistag vor Sonnenaufgang mähte der Bauer ein Büschel Gras, ließ es im Schatten trocknen und reichte davon allen Kühen im Stall, damit böse Menschen der Milch nichts anhaben konnten.
Sonnwend war noch ein wichtiger Burschentermin, an dem die Aufnahme der Jungen in die Gemeinschaft der erwachsenen Jugendlichen stattfand.
In Gottschee waren Feuer zu Sonnwend üblich, außerdem waren Feuer zu Peter und Paul vor allem im Osten der Sprachinsel gebräuchlich, aber auch im Südwesten. Im Hinterland (Rieger Becken) gab es in einigen Orten zu Sonnwend sogar nur das „kleine Kriðßn", zu Peter und Paul das große.
Das Brauchtum des Scheibenschlagens verteilte sich über die ganze Sprachinsel. Die Scheiben waren gewöhnlich rund und hatten ein Loch in der Mitte zum Aufstecken auf einen Stock. So hielt man sie ins Feuer um sie glühend zu machen, dann schlug man sie über ein schräg gestelltes Brett, so daß sie weit in die Dunkelheit hinauszischten. Mit dem Flug der Scheiben wurden auch Vorbedeutungen verbunden. „Wo sie hinfliegt wird die Braut sein (Morobitz, Mösel, Mrauen). Wer am weitesten schlägt, der mäht auch am schnellsten (Warmberg, Komutzen)".
Nimmt man hinzu, daß auch das Feuerspringen üblich war, so zeigt sich das Bild eines allseitig ausgeformten Feuerbrauchtums. Das Springen geschah in Merleinsraut zuletzt paarweise, ähnlich in Morobitz. In Mösel kannte man außerdem noch einen Wettstreit der Burschen, wer weiter springt.
Zu den wichtigen und eindruckvollen Handlungen muß das Glockenläuten zu Sonnwend gezählt werden. In Mösel läuteten die Glocken um neun Uhr abends eine Stunde lang, in Rieg während das Feuer entzündet wurde. In Kukendorf ging während des Glockenläutens eine Andacht in der Kirche dem Abbrennen des Holzstoßes und dem Scheibenschlagen voran.
Die Sonnwendlieder, erklangen nicht nur im Dorf, sondern auch bei den Feuern. Beim Feuer war gewöhnlich auch ein Spielmann mit dabei, so daß auch der Tanz zu seinem Recht kommen konnte. Auch Essen und Trinken fehlte nicht. Nach Mitternacht setzte sich die Unterhaltung in einem Gasthaus bis in die Morgenstunden fort.

Volksglaube

Der Donner am Johannistag „knackt" alle Haselnüsse; der Donner zu Peter und Paul kündet viele Nüsse an. Ein richtiger Bauer muss zu Ulrich Rüben säen und am Petersabend Hafer jäten.
Regnet es zu Medardi (8. Juni), so regnet es bis St. Veit (15. Juni). Regnet es zu St. Veit, so regnet es 40 Tage.
Ein alter Spruch: Vaitaisch ragn ünt Peatrsch Nabl, hoaißnt's Lont vðrdarbn. (Des St. Vitus Regen und St. Petrus Nebel heißen das Land verderben).

Pfarrkirche Maria Heimsuchung in Suchen

Filialkirche Peter und Paul in Oberloschin

Vorderseite: Gottscheer Linde vor dem Turm der ehemaligen Kirche in Unterwarmberg

Gottscheer Kalender 2004

Juli

Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

Heumahd

Die Tage der Heumahd waren die schwersten Arbeitstage des Jahres. Ein richtiger Mäher stand schon im Heuanteil zur Arbeit bereit, wenn kaum das Tagesgrauen begann. Für Langschläfer war diese Zeit nicht geschaffen. Wenn die Sonne mit ihren ersten Strahlen die morgendliche Nässe durchglitzerte, musste der Mäher schon etliche Runden hinter sich haben. Bis zum Frühstück hatte es den besten Schnitt. Gras und Halm im Morgentau, saftig, vollgetränkt mit den Kräften des Bodens und des Himmels waren der Sense eine Lust. Allerdings nach windigen Nächten und vor allem bei veränderlichem Wetter gab es auch in der Morgenstunde keinen richtigen Schnitt, da der Tau fehlte. An solchen Tagen war die Sense ein Marterzeug. In sandigen Gegenden und in weniger fruchtbaren Anteilen bog sich zu solcher Zeit der schwache Graswuchs wie eine alte träge Bürste unter diesem bäuerlichen Handwerkzeug. Nur ein ganz vorzüglicher Wetzstein und die hohe Kunst des Dengelns konnten hier mithelfen, das Mähen halbwegs angenehm zu machen. Wer nicht so sehr auf das Werkzeug hielt als auf andere Kräfte, auch solche Mäher gab es, der half in solcher Stunde mit einem Schluck geistiger Kräfte (Prompein = Schnaps) bei sich selbst, und wenn der Wetzstein auch dann nicht gegriffen hat, wurde auch zum Kumpfwasser Alkohol beigemengt.

Es gab kaum eine Gruppe von Gebrauchsartikeln, die so sorgfältig ausgesucht werden mussten wie die Sense, der Wetzstein und die Dengelhämmer (Tonglhammɔ̈rlain) für die Heumahd. Dieses Dreigestirn musste in jeder Eigenschaft zusammenspielen. Wäre ein Stück zu hart, das andere zu weich, gäbe es keine gute Schneid. Schon zwischen Ostern und Pfingsten bis in die Zeit, wo die ersten Kirschen reiften, kamen die Händler mit Sensen und Wetzsteinen, um diese an Sonntagen nach dem Gottesdienst auf dem Hauptplatz des Dorfes, etwa unter der großen Linde, zum Verkauf anzubieten.

Dort unter der Linde stand er, der Sensenhändler, der schon durch 20 und 30 Jahre immer wieder seine Ware auf einer großen Kiste ausgebreitet hat. Sensen verschiedener Marken und Wetzsteine verschiedener Länder. Auf beiden Seiten der Kiste waren größere Steine gelegt. Dort wurde der Klang der Sense ausprobiert - hart, mittel oder weich. Diese drei Eigenschaften entnahm der geübte Bauer sehr genau aus dem Klang der Sense, die er wie eine Stimmgabel mit der Hand zum Schwingen brachte. Es lag eine Kunst darin, auf diese Art das beste Material auszuwählen. Auch die Auswahl des Wetzsteins sollte im Zusammenhang mit dem Material der Sense erfolgen. Er durfte nicht schmieren und er durfte vor allem auch nicht reißen. Das richtige Werkzeug ausgewählt zu haben, ist die halbe Arbeit der sommerlichen Heumahd, sagt ein altes Bauernwort. Der Kumpf spielte in der Auswahl eine untergeordnete Rolle. Durch ihn sollte mehr das künstlerische zum Ausdruck gebracht werden. Es gab verschiedene Arten: aus Holz, Horn, Stahlblech, auch aus Aluminium. Vollwertig war der Mäher erst dann ausgerüstet, wenn er auch mit den entsprechenden Dengelhämmern ausgerüstet war. Manche Bauersleute schleppten eine Stuhl mit, wo der Dengel angebracht war, andere benützten einen Baumstamm, wo das Werkzeug wie ein Amboss eingeschlagen wurde. In den meisten Gegenden war es Sitte, dass der Dengel auf der Erde durchgeführt wurde. Das gab den besten Halt. Auch die Art des Dengelns war je nach Gegend verschieden. Das Sensenschärfen erforderte eine äußerst ruhige Hand, erforderte viel Kunst, aber die Sense wurde scharf wie eine Rasierklinge. Wer des nicht beherrschte , wer also seine Sense nicht selbst dengeln konnte, war kein vollwertiger Mäher. Die Sense war bei schlechter Behandlung „klopprig" und die Arbeit mit solch einem Werkzeug war dann nichts weniger als ein saures Beginnen. Hier half dann auch der Schnaps oder „Prompain" nicht mehr. Eigentlich zerfiel die Heumahd in den Gottscheer Dörfern in zwei voneinander getrennte Teile: Die Mahd im Ackerheu und im Hochsommer die Heumahd in den Heutoildɔ̈rn. Letztere begann in manchen Gegenden gewöhnlich erst um Johannis herum und reichte in den höher gelegenen Ortschaften bis Ende Juli, ja sogar bis August hinaus.

In der Heumahd gab es für alle hinreichend Beschäftigung. Wer in diesen Wochen mit gesunden Gliedern vor der Haustür saß oder im Dorf müßig herumstand, wurde nicht als vollwertig angesehen. Nur die Arbeit ehrt den Menschen. So musste auch der Schuljunge durchaus seine Schweißtropfen hergeben. Zum Wassertragen, zum Mostbringen und vor allem zum „Heubontln" hat ein gestrenger Vater seine Jugend mit Vorliebe herangezogen. Auch die Frauen benötigten während der Heumahd dutzende Hände. Aus Küche und Keller mussten sie die kräftigste Nahrung während des ganzen Jahres herbeiholen. Ein Mäher mit leerem Magen schafft nichts, auch bloßes Wasser ist blass und erzeugt nur „Läuse im Magen", wie es im Volksmund hieß. Ein guter Haustrunk war daher zur Heumahd nicht zu verschmähen. In der Stunde, wo die Städter sich anschickten aus den Federn zu kriechen, da hatte der Bauer zur Heumahd schon seine doppelte Portion verdient. Denn schon zum ersten Frühstück gehörten zwei Gänge. So ein Frühstück in der taugeweihten Morgenstunde hatte seinen besonderen Reiz. Solche Augenblicke zählten zu den kostbarsten des Lebens. Wenn in den großen schattigen Heuanteilen vor dem 7 Uhr Geläute die Mutter durch das nasse Wiesenland daherschlängelte, zwischen Stauden, Sträuchern und Eichenlaub, das „Zischtle" (Körbchen) auf dem Kopf, darüber ein buntes Tuch gebreitet . . . „Mandɔ̈r, güɔ̈tn Moargn, woarmeißn geat". Die abrasierte Wiesenfläche war der Tisch. Einige Häufchen Heu ausgebreitet, ein alter Rock darüber, das waren die Sessel. Das Tischgebet, wie lebendig, weihevoll wirkte es so in ganzer Nähe der Herrgottsnatur. Unter die Schüssel wurden zwei Heuhalme kreuzweise gelegt, dass keine Fliege, vor allem auch kein Heubock in die Schüssel sprang; ein alter Brauch.

Filialkirche Maria Magdalena in Klindorf

Wenn man immer wieder hörte, wie schwer es die Gebirgsbauern in den Alpen haben, mit welch unsagbarer Mühe sie ihre bescheidene Ernte heimbringen. Nun, was an Mühsal aufgewendet wurde, ließ sich unseren Gottscheer Landsleuten wohl kaum von einer Seite streitig machen. Gewiss gab es auch Gegenden, wo der Bauer sich auf ebenem Gelände mit der Arbeit spielte, aber das war nur selten der Fall. Eine Heumahd in den höher gelegenen Wiesenanteilen und in jenem karstigen Gelände, wo Stein auf Stein sich reiht, da hieß es wahrhaftig Mut, Geduld und Ausdauer haben. In solchen Gegenden war der Mäher ein Spezialist auf seinem Gebiete. Wie fein und säuberlich musste er mit der scharfen Sense die eckigen Winkel mit unmöglich verborgenen Grasbüscheln aus dem Stein- und Sträuchergewirr herausrasieren.

Wenn ein altes Sprichwort sagt, jede Arbeit hat etwas lebendiges in sich, so galt das besonders bei der Heumahd. Da gab es keine Verdrossenheit. Die freie Natur, die wunderbare Umgebung mitten in der sommerlichen Wiesenpracht wirkten mehr als jede andere Arbeit auf das Innere des Menschen. Äußerlich gab es wohl schwielige Hände, sonnendurchfurchte Gesichter, aber auch das Gemüt, der Geist und das Volkstümliche in treuer Lebendigkeit war in dieser duftenden Heuarbeit so wunderbar zu finden.

Die andere Hälfte der Heuernte, von der Mahd bis zu dem Augenblick, wo die Fuhr im Heuschuppen oder im Heustadel für den Winter eingelagert wurde, war viel trockener, poesieleerer. Wenn der Mäher nach seiner frischen Arbeit heimwärts ging, dann steckte er auf seinen Hut eine Blume; gewöhnlich war es die Bartnelke (Muɔ̈darreashle) und wenn er Kinder zu Hause hatte noch ein „Peschle" Erdbeeren hinter die Hutschnur für die Sprösslinge.

Filialkirche St. Laurentius in Seele

Fuhr aber der Bauer abends auf der breiten und hohen Heufuhr, aus der die Sonnenglut des Tages duftete und wärmte, ins Dorf, dann kaute er zwischen den Lippen und Zähnen einen dürren Grashalm. Er kostete den Erntesegen.

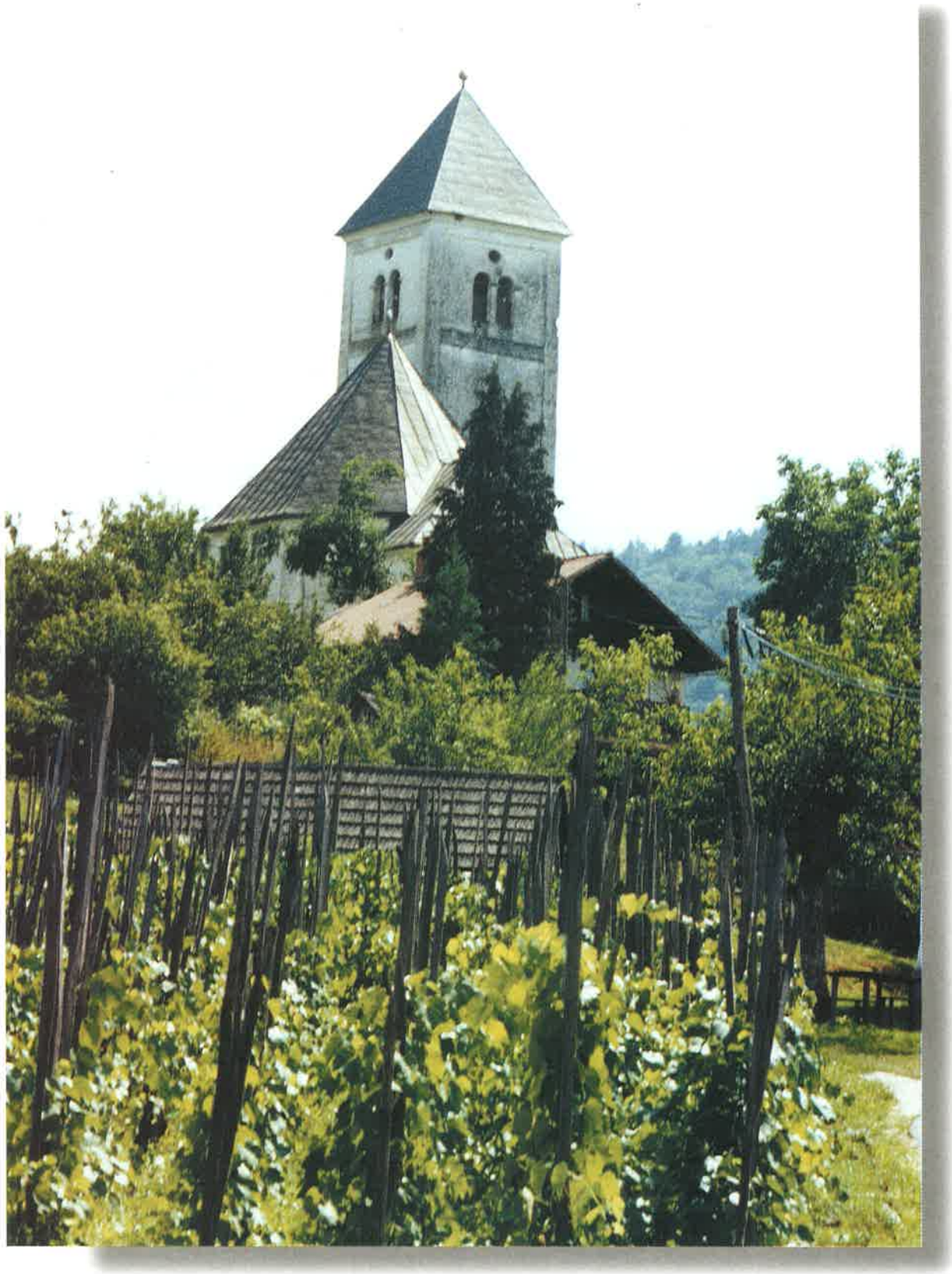
Die Art des Aufbaues der Heufuhren richtete sich ganz nach dem örtlichen Gelände. Mühevoll wurden Schober für Schober auf großen langen Haselnussstauden aufgebaut, dort wo die Heuanteile in steilen, hochgelegenen Hängen lagen, um so zur Abfahrtestelle heruntergeschleift zu werden. Aus tiefen Gruben wurden mitunter unter schwersten Schweißtropfen die Heumengen zu jener Stelle gebracht, wo „aufgelegt" werden konnte. Auf ebenen Wiesen war es ja ein Vergnügen, die Fuhr zusammenzubringen, aber wer kannte nicht die steinigen Schluchten vom Dickicht der Sträucher gehemmt und gesperrt, wer kannte nicht die so krampfhaften Bodengestaltungen vieler Teile des Gottscheer Ländchens. Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen, war hier wie selten ein Wahrwort und doch war alles noch hinzunehmen mit Freude, mit Dankbarkeit ohne Murren, denn der Bauer war genügsam, weil die Arbeit ein kostbares Stück seines Lebens war.

So beherrschte die Heumahd durch Wochen hindurch das ländliche Leben. Das Leben der Familie, die Kräfte der Männer und Burschen, die fürsorglichen schwieligen Hände der Bäuerin, der Mägde, der gesamte Viehstand. Das alles gestaltete sich während der Heumahd zur besonderen Gemeinschaft des bäuerlichen Daseins.

Nationale Kräfte des bäuerlichen Brauchtums, religiöse Kräfte der bäuerlichen Gemeinschaft, eine wunderbare Nächstenliebe, das waren die Gaben, die derjenige erfasste, dessen Wurzeln im heimatlichen Boden sich nährten und tränkten und mit innerer Verbundenheit und tiefster Ehrfurcht vor der Größe dieser ländlichen Kräfte sich immer wieder erneuerten.

Vorderseite: Hl. Notburga in der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Mitterdorf

Gottscheer Kalender 2004



August

So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

Volkslieder und Volkstänze in Gottschee

Liederschatz

Der herrliche Liederschatz der Sprachinsel Gottschee wurde früh beachtet und erforscht. Für das noch in der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie vom Unterrichtsministerium geplante Sammelwerk „Das Volkslied in Österreich" wurden in allen Kronländern Arbeitsausschüsse eingesetzt. Auch für Gottschee bildete sich 1906 ein eigener Arbeitsausschuss unter der Leitung von Prof. Dr. Hans Tschinkel (später Gymnasialdirektor in Prag). Dieser brachte im Laufe von nur sechs Jahren eine Sammlung von rund 1000 Liedaufzeichnungen zustande, die als erster Band der Volksliedsammelreihe erscheinen sollten, doch der Ausbruch des Ersten Weltkrieges machte das zunichte. Hauptmitarbeiter Hans Tschinkels waren Oberlehrer Josef Perz aus Grafenfeld und sein Neffe Oberlehrer Wilhelm Tschinkel. Zu den eifrigen Liedsammlern ist auch Dr. Adolf Hauffen, Univ. Dozent an der deutschen Universität in Prag (in seinem 1895 erschienenen Buch „Die deutsche Sprachinsel Gottschee" scheinen 150 Liedtexte und 95 Melodien auf) zu zählen.

Im Jahre 1928 bot Frau Ina Tschinkel, die Witwe von Dr. Hans Tschinkel, dem Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg im Breisgau das Manuskript der Gottscheer Volksliedsammlung an. Nach einigem Zögern und nachdem die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft finanzielle Hilfe zugesagt hatte , fand sich John Meier bereit, dieses Manuskript anzukaufen. Erst als das Paket in Freiburg eintraf, erkannte man dort seine Bedeutung und John Meier schrieb dann: „Es handelt sich um etwa tausend wertvollste Lieder, die in dieser Vollständigkeit nie wieder zusammenzubringen sein würden. Durch die Einverleibung dieser Sammlung hat der Besitz des Volksliedarchivs eine bedeutende Abrundung erfahren". Nach langer Vorbereitungszeit wird nun dieser Schatz der Allgemeinheit zugänglich gemacht.

Die Gottscheer Volkslieder Gesamtausgabe wurde auf Grund der Sammlung von Hans Tschinkel und den Vorarbeiten von Erich Seemann mit Unterstützung des Deutschen Volksliedarchivs von Rolf Wilhelm Brednich, Zmega Kumer und Wolfgang Suppan in drei Bänden 1969, 1972 und 1984 im Verlag B. Schott's Söhne, Mainz herausgegeben. (Prof. Wolfgang Suppan war seit 1974 als Vorstand des Instituts für Musikethnologie an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Graz tätig). Die 3 Bände zu je 600 Seiten beinhalten: Band 1 - Volksballaden, Band 2 - Geistliche Lieder, Band 3 - Weltliche Lieder und Volkstänze. Alle drei Bände liegen im Museum der Gottscheer Gedenkstätte in Graz-Mariatrost auf.

Ein besonderes Merkmal der Lieder ist die vertrauensvolle Frömmigkeit, die Schlichtheit der Darstellung und die Nüchternheit der Auffassung. Die Frömmigkeit kommt nicht nur in den geistlichen Liedern, sondern auch in den Balladen, ja selbst in den Trinkliedern zum Ausdruck. Da in den Liedern nur das einfache Gerippe der Handlung ohne weitere Ausschmückung der Einzelheiten gegeben wird, ist die Darstellung leicht verständlich, zuweilen auch nüchtern und prosaisch. Dies ist erklärlich, wenn man bedenkt, dass in früheren Zeiten die Frauen einzig und allein die Pflegerinnen des mundartlichen Volksgesanges waren. Die Strophen der Gottscheer Volkslieder sind zumeist zweizeilig und haben selten Endreime. Das erklärt sich daraus, dass in den meisten Liedern jeder Vers wiederholt wird, dann folgt der Kehrreim und erst danach der folgende Vers. Beim langsamen Vortrag vergeht so von einem Reimwort zum anderen eine so lange Zeit, dass der Reim nicht mehr gefühlt wird, deshalb wurde er fallengelassen. Das Zeitmaß des Vortrags ist immer langsam, nur scherzhafte Lieder werden in schnellerem Tempo gesungen.

Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Tschermoschnitz

Gemeinsamer Gesang fand früher bei ländlichen Arbeiten, beim Rübenstoßen, beim Hirsereiben, Fisolen- und Maiskörnern, beim Farnkrautsammeln, besonders aber beim Spinnen statt. Wer von jenen, die die Jugendjahre noch in der alten Heimat verbracht haben, erinnert sich nicht gerne an die Gemeinschaftsfeiern in der Heimat. Kein geschulter Chormeister musste her, damit er der Jugend des Dorfes die Lieder beibrachte. Spontan übertrug sich die Eigenschaft des Erlernens von der älteren Generation auf die Jugend.

Das bekannteste und beliebteste Volkslied im Ländchen war die Ballade „Die schöne Meerarin", das als letzter Nachklang des mittelhochdeutschen Gudrunepos erhalten blieb - einzig im gesamten deutschen Sprachraum - und sicherlich schon bei der Einwanderung der Gottscheer im 14. Jh. von Deutschland mitgebracht wurde. Aber nicht nur fremdes Liedgut eignete man sich an, sondern war auch bereit, neues zu schaffen. So sind uns die Texte und die Melodien unserer jüngeren, selbstverständlich auch schon als Volkslieder geltenden Arien, wie „Dɔ̀r Munɔ̀ dar tsiɔ̀chɔ̀t ibɔ̀r's Dearfle ahin" von Peter Wittine aus Rieg oder „S' Haischle ischt schon miɔ̀shikh" von Fritz Högler aus Altlag oder „Lai ahoaimɔ̀ pin i gearn" von Engelbert Maurin aus Unterdeutschau bekannt. Über allen steht natürlich das Heimatlied „Dü hoscht lai oin Attain, oin Ammain dɔ̀rtsüɔ̀" von Wilhelm Tschinkel.

Der Gesang begleitete die Gottscheer ihr ganzes Leben, so karg es in der alten Heimat auch vielfach war. Nicht nur Mädchen und Frauen sangen, sondern auch die Burschen. Im Sommer gingen sie abends fast täglich singend durch das Dorf auf und ab, oft bis spät in die Nacht. Auf dem Dorfplatz stellten sie sich zur Linde hin und sangen stundenlang. Weithin klangen die Lieder durch die laue Sommernacht und von fern hörte man die Burschen aus den Nachbardörfern. Auch die Vigilien der Jahresfeste waren von Liedern erfüllt. In der Nacht zum 15. August (Maria Himmelfahrt) kamen in manchen Orten die Burschen in den Äckern draußen unweit einer Kapelle zusammen. Sie entzündeten ein Feuer, aßen und tranken. Um drei Uhr morgens kamen die Mädchen; sie gingen zuerst in die Kirche und dann singend zu den Burschen. Beim gemeinsamen Singen von Marienliedern und weltlichen Liedern blieben sie bis zum Morgen beisammen. Ganz stark war das Singen auch in der Osternacht. In vielen Orten entzündeten die Burschen da Feuer und schossen mit Böllern. Um drei Uhr morgens zogen in Altlag Burschen und Mädchen Osterlieder singend in die Kirche und dann mit Kerzen in den Händen weiter zu einer Kapelle. In Koflern gingen die Burschen um ein Uhr nachts von ihren Feuern ins Dorf, um die Mädchen zu wecken. Mit brennenden Kerzen zogen sie dann um zwei Uhr durchs Dorf und weiter nach Mitterdorf, wo man um drei Uhr beim Heiligen Grab ankam. Hier trafen sich nun sieben Dörfer, die gleichfalls singend und mit Kerzen ankamen.

Ungemein reich an Liedern waren auch die Sonnwendfeiern. Welche Feste des Jahres und des Lebens wir immer hernehmen wollen, alle würden wir sie im Gottscheer Ländchen von einer Fülle von Liedern begleitet finden.

Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Mitterdorf

Volkstänze

Zu den altertümlichsten Formen gehörte in Gottschee der „Reigen" mit verschiedenen Kettentanzfiguren. Die formenreichste Tanzart war der „Steirische", der in Gottschee gelaufen wurde. Der „Achter" war ein Geschicklichkeitstanz der Burschen. Den Namen führt er daher, dass ihn acht Burschen ausführten. Sie fassten einander an den Händen und gingen im Kreis. Dann ließ sich jeder zweite mit den Füßen nach vorne gleiten, so dass sie sich im Mittelpunkt gegenseitig stützten. Etwas über dem Boden in der Luft hängend wurden sie von den vier anderen getragen, die sich in Kreisrichtung weiterbewegten. Es entstand ein Bild eines sich drehenden Vierspeichenrades.

Gesellige Paartänze waren „Walzer und Polka". Nahe dem Walzer verwandt war der „Schleifer". Eine Art Walzer, man hat etwas geschliffen und ist in die Knie gegangen. Der „Schottische" war ähnlich einer Polka, mit Wechselschritten und kleinem Hüpfer rund und auch seitwärts getanzt. Beim „Zweischritt" wurde gedreht, dann stehengeblieben, neunmal gestampft. Dabei stellte man sich so, dass man ein Paar gegenüber hatte. Anschließend an das Stampfen mit seitlichen Galoppschritten erfolgte der Tausch mit dem Gegenüber. Der „Siebenschritt" gehörte in Gottschee zu den häufigsten Tänzen. Das Grundschema sind sieben Schritte vorwärts mit kurzem Stehenbleiben auf sieben, dann ebenso rückwärts, darauffolgend dasselbe aber nur mit jeweils drei Schritten vor und zurück, worauf man am Ort zweimal runddreht.

Zu den Gebärdentänzen zählten die „Spitzpolka" und die „Schusterpolka".

Tanzspiele wie der „Spiegeltanz", der „Besentanz" und der „Polstertanz" rundeten die Volkstänze in Gottschee ab.

Vorderseite: Wallfahrtskirche Maria Hilf in Büchel bei Pöllandl

Gottscheer Kalender 2004

September

Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30

Getreideschnitt

Das Schneiden des Getreides geschah mit der Sichel. Zu Peter und Paul wurde die Wintergerste eingebracht. Einen Monat später zu Jakobi war der Weizen so weit und in der ersten Augusthälfte wurde der Hafer eingefahren. War das Wetter günstig, so war das in der Harfe trocknende Getreide nach zwei Wochen so weit, dass mit dem Dreschen begonnen werden konnte und dann erklangen aus den Tenne die Schläge der Dreschflegel oder das dumpfe Dröhnen der Dreschmaschinen.

Getreidedreschen

Beim Getreidedreschen waren wie beim Mähen meistens nur die Männer beschäftigt. Einige Tage hörte man die taktmäßigen Schläge der Dreschflegel (Picka, Pocka, Picka, Pock und Pause), nur zeitweise unterbrochen beim Abladen und Aufschichten der Garben. Schnell liefen bei einträchtigem Zusammenwirken und gegenseitigem Verstehen auch diese anstrengenden Stunden ab.

Beim Dreschen mit der handgetriebenen Maschine war der einzige Ruhepol jener Arbeiter, der am Maschinentisch stand und das Ungetüm mit Garben beschickte. Mit raschen sehr ruhigen Bewegungen zerteilte er die Garben, die ihm zwei Zureicher (meist Schulpflichtige) auf den Tisch warfen, nachdem sie den Bund gelockert hatten und schob sie genau proportioniert in den Schlund der Maschine. Drei bis vier starke Männer mühten sich am Schwungrad und Drehgriff der Maschine. Vor der Maschine huschten zwei Personen herum, das herausfallende Korn und das Stroh mussten so schnell als möglich weggebracht werden, denn der Segen floss unaufhörlich. Es dauerte einige Zeit bis ein Satz durch war. Nachdem die Maschine abgebremst war, verließen die Männer die Tenne, um sich im Schatten eines Baumes etwas zu erholen. Drinnen ging aber das emsige Schaffen weiter, die Tenne wurde gesäubert und ein neuer Stoß Garben vorbereitet. Dann dröhnte die Maschine wieder und fraß Garbe nach Garbe in sich hinein, während sich der Körnersegen in der anderen Tennenecke häufte.

Hirsereiben

Wenn die tief zur Erde neigenden Hirsehalme eine gelbliche Farbe annahmen, begann der Schnitt. Die nach Hause geführten Garben wurden in der Mitte der Tenne aufgeschlichtet; abends fand das Hirsereiben statt. Mädchen erschienen mit Anbruch der Dämmerung auf der Tenne und begannen das Treten, Drehen und Schieben der Garben. Dabei hielten sie sich an den langen Stangen, die an den Wänden befestigt waren. Gute Freundinnen traten und wälzten als Einzelpaare die Garben so oft nach rückwärts, bis kein Körnchen mehr in den Rispen sichtbar war. Die entleerten, sogenannten tauben Garben nahmen die Burschen in Empfang, warfen das Stroh in einen Winkel, wo es mit Gabeln durchgeschüttelt und auf einen Leiterwagen geladen wurde. Am nächsten Morgen wurde das grüne Stroh auf die Wiesenfläche zum Trocknen ausgestreut.

Gewöhnlich vollendete man an einem Abend das Hirsereiben; die Arbeit dauerte daher oft bis spät in die Nacht. Bei Lachen, Singen und gegenseitigen Neckereien verliefen die Stunden schnell. Endlich luden die Burschen das letzte Stroh auf die hohe Fuhr. Einige warfen die Hirse mit Schaufeln in die Winkel und kehrten die Tenne ab. Daraufhin konnte die quadratische Fläche als Tanzboden benützt werden. Schon ertönten die schnarrenden und langgezogenen Töne einer Ziehharmonika. Bevor aber der Tanz einsetzte leerte die Dorfjugend noch einige Flaschen Most, aß das wohlschmeckende Maisbrot und griff nach Äpfeln, Birnen und Zwetschken, die in einem Korb zu Verfügung standen. Eine flotte Polka brachte die richtige Stimmung in das kleine Völkchen; bald bewegten sich einzelne Paare im Kreis auf der geräumigen Tenne. Die Fröhlichkeit stieg mit jeder Minute. Ulkige Auftritte mit scherzhaften Zwiegesprächen trugen viel zur ländlichen Unterhaltung bei. Daran schloss sich ein kräftiger Gesang mit Musikbegleitung, worauf ein Polkagalopp den lustigen Abend beendete. Die jungen Leute machten sich auf den Heimweg, die Burschen aber blieben noch einige Zeit auf dem Dorfplatz und sangen ihre Lieblingslieder.

Am nächsten Tag reinigten einige Personen die Hirse durch Aufschütten in die Windmühle und setzen sie dann längere Zeit auf Tüchern zum Nachreifen und Trocknen der Sonnenhitze aus. Vor der Verwendung als Nahrungsmittel mussten die Hirsekörnchen noch in einer Stampfe von der äußeren Schale befreit werden.

Zu diesem Zweck hatten einzelne Besitzer in einem Seitenraum des Wohngebäudes einen hohen hölzernen Mörser errichtet. In diesen passte ein entsprechender Hammer, der an einem Balken angebracht war. Er bewegte sich auf einem Holzbock als Drehpunkt wie ein Hebel auf und ab. Zog man das Ende des Balkens herab, so hob sich der Hammer und schlug beim Loslassen auf die Hirse, die den Boden des Mörsers ausfüllte. Diese Hebelbewegung und das Umrühren der Hirse wurde so lange fortgesetzt, bis man die reinen, von der Schale losgelösten weißgelben Körnchen erhielt. Diese sogenannten Hausstampfen errichtete man nur in Gegenden, die sehr weit von der nächsten Mühle entfernt waren. In anderen Orten führten die Bauern verschiedene Getreidearten in Säcken und auch die Hirse in die Mühle. Hier gewann man in einer Stampfe mit Wasserbetrieb den feinen Brei. Dieser konnte leicht gekocht werden und kam, mit Milch übergossen, am Abend häufig auf den Tisch unserer Vorfahren.

Wetterregeln

Kapelle Hl. Jungfrau Maria in Windischdorf

Das Wetter spielte beim Bauer eine wichtige Rolle. Hing doch der Segen seiner Arbeit weitgehend von den Witterungsverhältnissen ab und sah er nicht selten seine Ernte in wenigen Minuten vernichtet. War es da ein Wunder, wenn er das Wetter voraus zu erkunden suchte, um den Wetterkapriolen leichter zu begegnen und wenn er sich Wetterregeln zurechtlegte, die ihm die Witterung vorausbestimmen und darnach die Arbeiten einteilen halfen? Die jüngere Generation hingegen hat diesen Wetterregeln allerdings keine allzugroße Bedeutung beigemessen.

Großes Gewicht legte der Bauer darauf, woher der Wind die Wolken fegte. War z. B. die Laibacher Gegend klar und heiter, so rechnete er mit schönem Wetter.

Manche Tiere galten als Wetterpropheten. Quakt der Laubfrosch auf der Erde, so prophezeit er schönes Wetter. Wäscht sich die Katze mit ihren Pfoten, so verrät sie schlechtes Wetter. Ruft eine Eule oder bellt ein Fuchs, so wird bald der „Jauk" (Westwind) die Oberhand über die anderen Winde gewinnen. „Wenn die Hühner Läuse suchen", regnet es bald. Das Krähen der Hähne am Abend lässt den Bauer einen ausgiebigen Regen erwarten. Bauen die Wespen ihre Nester in die Erde, so ist ein strenger Winter zu befürchten. Hohe und schmale Ameisenhaufen sind das sicherste Vorzeichen eines strengen Winters. Sogar die Milch soll Beziehungen zur Witterung haben, denn schäumt die Milch beim Melken, so regnet es bald.

„Märzenschnee ist des Bauers Mist", oder „Zieht der März grob ein, so geht er schön aus", meinten die alten Leute. Ein nasser April und ein kühler Mai mehren dem Bauer Hube und Heu. Fällt im Frühjahr Schnee aufs Laub, so geschieht es auch im Herbst. Wird das Farnkraut im Herbst früh gelb, so steht ein gutes Weizenjahr bevor. Ein Regenbogen am Morgen kündet schönes Wetter an. Fällt Reif, so verändert sich das Wetter in zwei Tagen. Ein Regen am Ostersonntag bringt dem Obstbauer eine reiche Ernte. Wie das Wetter zu 40 Märtyrern, so hält es 40 Tage an. Ist zu Martini schlechtes Wetter, so folgt ein milder Winter, aber strenge Weihnachten.

Wallfahrtshirche Maria Hilf in Büchel bei Pöllandl

Vorderseite: Erzengel Michael in der Wallfahrtskirche in Büchel bei Pöllandl

Gottscheer Kalender 2004

Oktober

Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

Der Herbst in Gottschee

Die Herbstzeit bot in ihrer bunten Farbenpracht beim Einbringen der Feldfrüchte und anderen Beschäftigungen den Landsleuten viel Abwechslung und Freude. Wenn das dürre Laub von den Bäumen unablässig raschelte, war die Zeit gekommen, wo der Bilch seine Wanderungen auf den Buchen antrat und die ihm ungemein zusagenden Früchte entweder sofort verzehrte oder in seine Schlupfwinkel brachte. Männer und Burschen fingen diese Nagetiere wegen ihres schmackhaften Fleisches und des warmen Pelzes mit den so genannten „Pillichmatzlein" (Bilchfallen) in großer Zahl.

In dem seit dem Hochsommer stillen Wald begann es sich wieder zu regen; leises Singen und Zwitschern ertönte aus den Sträuchern und ab und zu konnte man auch einen Kreuzschnabel oder Gimpel erblicken. Eichelhäher unternahmen ihre regelmäßigen Flüge in die Nachbarwäldchen und die Dohlen und Krähen strichen schreiend über Wiesen und Felder. Die meisten Singvögel weilten schon im Süden.

Das Getreide wurde schon eingebracht. Weizen, Hafer, Gerste und Hirse füllten die Kasten der Kornkammer. Auch der „Türkische Weizen" sollte bald unter dem vorspringenden Hausdach in Zöpfen hängen. Die Hausleute arbeiteten fleißig auf dem Kukuruzacker. Die Pferde trabten in schneller Fahrt zum Feld, wo die abgebrockten Kolben in die Truhe geschüttet wurden. Der Wagen setzte sich bald wieder in Bewegung und brachte die Fracht ins Dorf zum Bauernhaus. Hier wurde der Kukuruz abgeleert und mit Körben in die Gesindestube getragen. Am Abend kamen die Mädchen und Burschen der Ortschaft zum lustigen „Boaitsə vashn" (Mais schälen) zusammen. Der große Weizenhaufen reichte bis zu den Fenstern hinauf. Lachen und Schwatzen drang den Neuankömmlingen schon bei der Tür entgegen. Die Kolben wurden von den Mädchen feingeschält und nur mit vier weichen, inneren Blättern in einen Korb gelegt. Die Männer knüpften dann die größeren Kolben („Tsagl") zu Einzel-, die kleineren zu Doppelpaaren zusammen und schlichteten sie am Boden in einem Haufen auf. Andere wieder füllten ihre Körbe mit dem gebundenen Weizen und trugen ihn ins Vorhaus.

Die Nachtarbeit schritt rasch voran. Witze und Späße der Burschen erheiterten besonders die weibliche Jugend und bald herrschte im kleinen Kreis eine fröhliche Stimmung. Das Plaudern und Scherzen nahm immer mehr zu. Bald erklangen bekannte Dorflieder durch den engen Raum. Im Laufe des Abends hörte man noch die verschiedensten Lieder, heitere, traurige und erhebende, alte Gottscheer Weisen, aber auch alpenländische Gesänge. Doch es gab auch Pausen, um zu plauschen, zu lachen, Schabernacke und schelmische Streiche auszuführen.. Auch ulkige, humorvolle Erzählungen brachten Heiterkeit in die ländliche Gruppe. Um elf Uhr war die Arbeit meistens beendet. Einige gingen nach Hause, die meisten aber blieben, tranken den vorgesetzten Most, aßen Äpfel und Mostbirnen mit Brot. Es erklangen schon die belebenden Töne einer Ziehharmonika. Bald fanden sich die Paare und schwebten beim fröhlichen Tanz durch das mittlerweile ausgeräumte Zimmer. Im Laufe der Zeit flaute die Unterhaltung ab und die Zeit zum Aufbruch schien gekommen.

Am nächsten Morgen wurden die Kolben in Zöpfen neben der Eingangstür aufgehängt. Häufig brachte man den Weizen auf den Dachboden, schob hier die gebundenen Kolben an lange Stäbe, die dann auf den Balken des Dachstuhls den ganzen Raum ausfüllten.

Es war die höchste Zeit, dass das Feld abgeerntet wurde, denn die Wildtiere machten sich schon unangenehm bemerkbar und richteten auf einzelnen Äckern großen Schaden an. Der Bär hatte es in den letzten Sommertagen besonders auf die Kukuruzäcker abgesehen; die milchigen Körner der noch nicht reifen Kolben schienen ihm gut zu schmecken. Seit die Kukuruzkolben unter Dach kamen, vermisste er sehr die wohlschmeckende Frucht. Nun suchte er bei seinen nächtlichen Streifzügen lieber die Schachen und Heuanteile auf, denn hier gab es für ihn noch manchen Leckerbissen. Den von den wilden Bienen in hohlen Bäumen gesammelten Honigvorrat hatte er mit seiner scharfen Spürnase bald entdeckt und verzehrte seine Lieblingsspeise mit großem Vergnügen. Die Äcker suchte er jetzt nicht mehr so oft auf, denn er fand nichts mehr Zusagendes. Kraut verschmähte er, Möhren und Rüben fraß er nur, wenn er nichts Besseres finden konnte. Er überlies nun das Feld einem anderen Waldkameraden, dem Wildschweine, mit dem er auf ziemlich gutem Fuße stand. Sie mieden auf ihren Gängen jede Begegnung und ließen einander ungeschoren. Der Eber war mit seinen langen scharfen Hauern dem Honiglecker ein ebenbürtiger Gegner, sie wichen daher einander überall aus.

Das Schwarzwild richtete im Herbst auf den Feldern größeren Schaden an, als der Bär in der Nachsommerzeit. Die Erdäpfel die letzterer verschmähte, fraß das Wildschwein und seine Sippschaft mit großer Gier. Auf dem Acker, wo sie in einer Nacht erschienen, war die Ernte vernichtet. Ab und zu wurden einzelne Stücke des im Herbst sehr fetten Wildes geschossen. Doch waren die Tiere sehr vorsichtig und schienen einen ungemein feinen Geruchsinn zu haben. Dem Jäger gelang es daher schwer in Schussweite zu kommen. Erschien aber ein Rudel dieser Tiere, so wurde am leichtesten die Bache erlegt, da sie in ihrer Sorge um die Jungen häufig auf ihre eigene Sicherheit vergessen hat. Hatte man aber eine fette Sau ins Dorf geführt, so herrschte hier große Freude. Der glückliche Schütze ließ das Schwarzwild gleich aufarbeiten. Abends wurden dann Nachbarn, Freunde und Bekannte zu einem lustigen Sautanz eingeladen. Ein geräumiges Zimmer war mit Gästen voll besetzt. Bald begann man die Speisen aufzutragen: die großen Fleischgrammeln mit Türkensterz, die schmackhaften, saftigen Braten und verschiedene Zuspeisen, aber auch das „Plüdt-Tsautle" fehlte nicht. Ein guter Maierler Wein löschte den Durst, Jauchzer erschallten, Lieder erklangen und hübsche Mädchen und feste Burschen freuten sich, wenn das Harmonikaspiel einsetzte und frisch getanzt wurde.

Während einer Pause erhob sich der glückliche Jäger, hielt eine mit Humor und Witz gewürzte Rede und ließ zuletzt die trauernde Eberfamilie hochleben. Von der fetten Beute blieb bis Mitternacht nicht mehr viel übrig. Ein guter Kaffee und ein starker Tee mit Krapfen und Pfannkuchen ließen den lustigen Abend ausklingen.

Aberglauben

Wer am Thomastag (18. September) fastet und nicht spricht, dem erscheint der Bräutigam während der Nacht. In der Thomasnacht feiern die Toten ihre Metten.

Links: Kapelle hl. Franz Xaver in der Stadt Gottschee

Rechts: Filialkirche St. Agnes in Setsch bei Ebental

Vorderseite: Alte Mühle (oben), Im Weingarten (unten) -Aquarelle vom Akademischen Maler Michael Ruppe

Gottscheer Kalender 2004

November

Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30

Gemeinschaftliche Arbeiten der Dorfbevölkerung

Im Herbst häuften sich in den Bauernhäusern die gemeinschaftlichen Arbeiten der Dorfbevölkerung. Viel Unterhaltung hat das Rübenstoßen und das Krautschneiden geboten, da hier häufig die stets fröhliche Dorfjugend am zahlreichsten erschienen war. Die Mädchen setzten sich auf die zu diesem Zweck errichteten Ladenbänke und haben die Rüben gestoßen, die vorher von den Burschen sorgfältig ausgeschnitten und geputzt wurden. Sobald die Schaffel voll waren, wurden sie in den Keller getragen und die geschabten Rüben in die hohen Bottiche geleert und von Knaben festgetreten. An alle diese nächtlichen Arbeiten reihte sich stets eine gemütliche Unterhaltung mit Aufführung verschiedener Spiele, die dann mit einem flotten Tanz endeten.

Die Burgunderrüben und Möhren lagen schon im Keller; nun wurden noch die weißen Rüben und das Kraut als letzte Feldfrüchte im Herbst nach Hause geführt. Auf den Äckern und Wiesen ernährte sich die Rinderherde von den letzten Kräutern und Gräsern, denn im Spätherbst wurde das Vieh nicht mehr auf die Hutweide, sondern auf das abgeerntete Feld getrieben.

Vor Eintritt des schlechten Wetters brachren die Landleute nur noch das Farnkraut als Streu unter Dach. Da hieß es, in der Früh schon um fünf Uhr aufstehen, denn es musste ein weiter Weg in den Wald zurückgelegt werden. Es ging durchs Gestrüpp bis man im Wald das Ziel erreichte. Der schwere Kopfkorb und das Pütschɔ̈rle wurden unter eine knorrige Eiche gestellt. Schnell begann man mit dem Schneiden des hohen Farnkrautes, das am dichtesten in den tiefen Gruben wächst. Doch man wagte es nicht gleich hinabzusteigen. Zuerst wurde gelärmt und einige Steine flogen hinunter. Hie und da ergriff ein Hase die Flucht, aber nicht diesen wollte man vertreiben, sondern den Bären, der oft in den verwachsenen Mulden seine Lagerstätte hatte. Der süße Most fand bei der Arbeit den besten Zuspruch. Am Nachmittag trugen dann die Leute die Farnkrautbüschel zum ankommenden Wagen, auf den sie gleich verladen wurden. Da der Bauer an einem Tage mehrere Fuhren nach Hause brachte, konnte man die Arbeit in einer Woche leicht vollenden. Abends kehrten die Leute meistens mit der letzten Fuhre singend ins Dorf zurück und begaben sich bald zur Ruhe.

Außer dem Farnkraut wurden, wenn nicht schon der Schnee Wald und Feld bedeckte, auch mehrere Fuhren Laub als Streuvorrat auf den Stallungen eingelagert. Waren alle diese Herbstarbeiten zu Ende, so feierte man das Erntedankfest zumeist am Martinstage. Auf dem bemalten Brettchen des Herrgottswinkels stand ein Stutzen mit einem Ährenbüschel. Bald wurden schmackhafte Gerichte, so der gut durchgebratene fette Haushahn mit Kartoffel-, Krautsalat und gedünsteten Zwetschken usw., aufgetragen. Danach erhielten alle schöne Stücke der wohlschmeckenden Pobollitsɔ̈ (Hefeteigstrudel) und zuletzt stellte die Hausfrau noch eine große Schüssel mit weißgeränderten Krapfen auf den Eichentisch. Ein guter Tropfen Most oder ein Maierlewein mundete nach dem fetten Essen ausgezeichnet und brachte auch Stimmung in die Erntefeier.

Oft waren schon in den Novembertagen Feld und Wald mit einer Schneedecke überzogen. Häufig folgte große Kälte. In der warmen Bauernstube war man aber auch während der kalten Jahreszeit nicht untätig. Man beschäftigte sich mit Weizenabreiben (Entkörnen der Kukuruzkolben), Bohnenauslesen und in einigen Häusern surrten den ganzen Tag die Spindeln beim fleißigen Spinnen.

Träume und Traumdeutungen

In Gottschee hielt man manchen Ortes viel auf Träume und bemühte sich, in müßigen Stunden alles zu deuten:

Träumt einen vom Teufel, von Schafen oder von roten Zahlen, so winkt einem das Glück in der Lotterie. Verschiedene Krankheiten sind zu erwarten, wenn man von kleinen Kindern, von Speck, von roten Rüben, von Silbergeld, von weißer Leinwand, vom Mistführen, von einem verfallenen Haus oder von einer Mühle träumt. Verliert man einen Zahn, so stirbt bald jemand; war das Herausfallen mit Schmerzen verbunden, so wird man einen nahen Verwandten oder einen guten Freund zu beklagen haben, sonst stirbt jemand aus der Nachbarschaft.

Pfarrkirche St. Leonhard in Mösel

Filialkirche Alle Heiligen in Lienfeld

Kücken ohne Henne prophezeien Waisen, Musik oder Gesang bedeutet Trauer, das Essen von Kirschen Tränen.

Kleine Kinder, ein Pfarrer, Zigeuner, Schlangen, Feuer, Schweine, rote Pferde, Katzen, Frauen (je noblere, desto schlimmer) verkünden Hass und Zwietracht. Trübes Wasser, das Ausblasen einer Kerze lässt Unglück im Hause befürchten, das Herumtragen von Fleisch Unglück im Viehstall. Schlechtes Wetter steht in Aussicht, wenn man im Traum mit Toten, mit Zwetschken, mit dem Pflügen eines Ackers zu schaffen hat. Gendarmen gelten als sicheres Zeichen für das Eintreffen eines Briefes. Bienen bedeuten Feuersbrunst, weiße Rüben eine weite Reise.

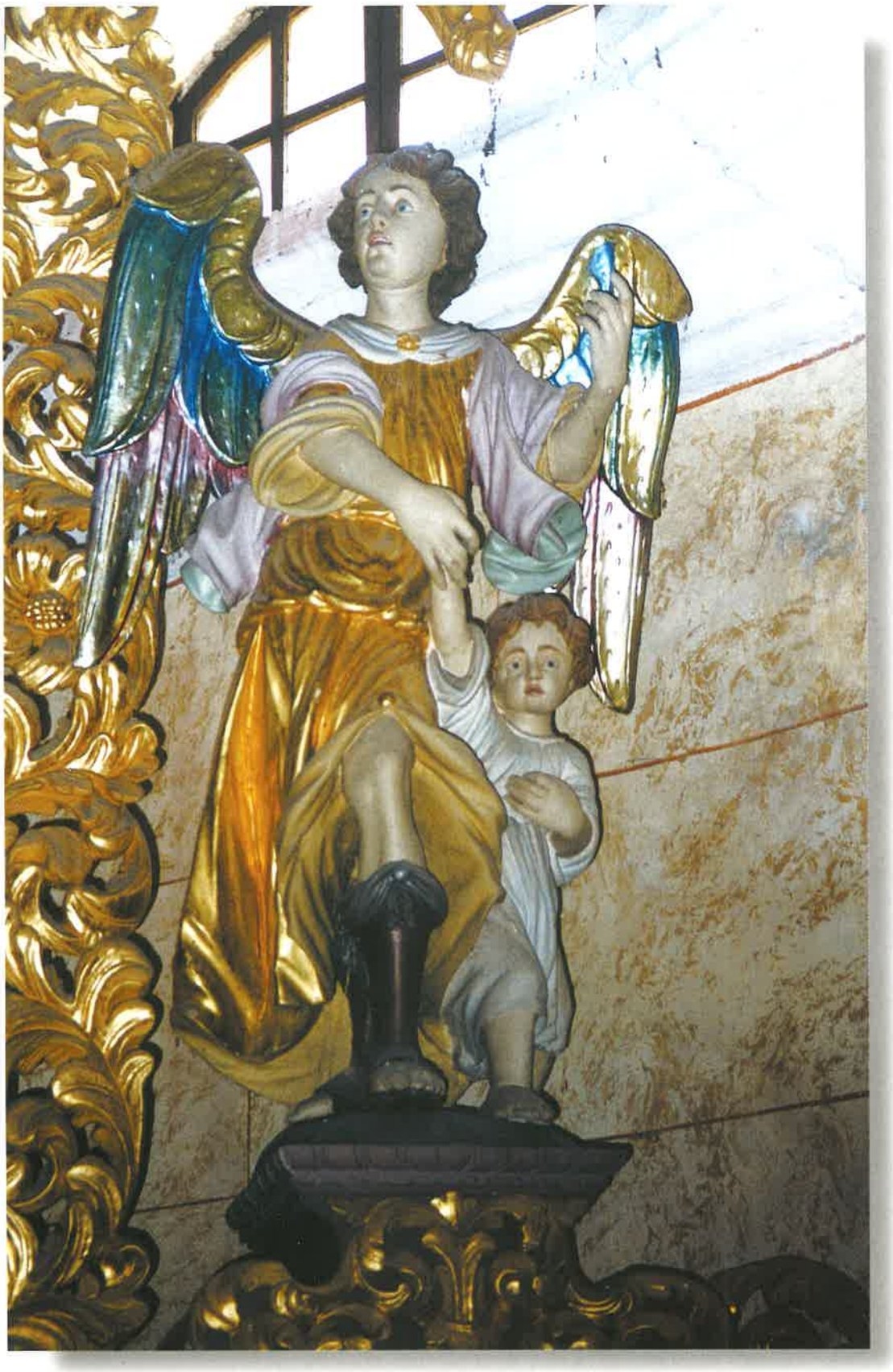
Bettler zeigen eine Hochzeit an, „Pobollitsn" und weißes Brot einen Geldbrief, Vögel eine neue Freundschaft, fließendes Blut Neuigkeiten, ein fahrender Wagen eine gute Mär und Eisen einen guten Tag.

Schöpft man aus einer Quelle klares Wasser, hat man neue Kleider an, zählt man Kupfergeld, trinkt man Wein oder kämmt man sich Läuse vom Kopf, so kann man sicher auf Geld oder ein anderes Glück hoffen.

So hat die Phantasie des Volkes in dem Streben, den Schleier, der über der Zukunft liegt wenigstens einigermaßen zu lüften, besonders die Träume zu deuten gesucht. Wenn der Zufall es wollte, dass einem Traum wirklich einmal das erwartete Ereignis folgte, dann war natürlich seine prophetische Bedeutung für alle Zeiten beglaubigt. Bemerkenswert ist aber, dass der Glaube an die prophetische Bedeutung der Träume uralt ist, dass er im alten Ägypten und in Indien gerade so vorhanden war, wie im Gottscheerländchen.

Vorderseite: Die zerstörte Filialkirche St. Florian in Wretzen

Gottscheer Kalender 2004



Dezember

Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr	Sa	So	Mo	Di	Mi	Do	Fr
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31

Das Weihnachtsfest

Das Weihnachtsfest wird von den Kindern stets sehnsuchtsvoll erwartet. Eine meterhohe Schneedecke überzog während der kalten Monate die Wiesen, Felder und Wälder. Von Dezember bis Februar taute Eis und Schnee nie auf. Auf den Rodelbahnen herrschte reges Leben; die Pferdeschlitten sausten beim Schellengeklingel pfeilschnell dahin. Bei Gängen in die Kirche oder in die Stadt schlugen die Leute den geraden Weg ein; sie schritten auf der hartgefrorenen Schneedecke lustig dahin.

Am Tage vor dem Christfeste hatte die Hausfrau viel Arbeit in der Küche. Die gewöhnlichen Weißbrote und nach altem Brauch der „Shipplinkh" und außerdem für jedes Kind noch eine Taube mußten gebacken werden. Die jugendliche Schar zeigte an diesem Tage auch ihre Kunst in der Herstellung von Täubchen. Jedes Kind bekam ein Teigstück, das es auswalkte, damit es die nötige Breite erhielt. Zuerst entstand aus der Masse der Kopf mit dem Schnabel und den zwei eingedrückten Wacholderbeeren als Augen. An der Seite schnitt man mit der Schere Teigstreifen, die geflochten als Flügel über den Rücken gelegt wurden. Nach dem Auszacken der Flugwerkzeuge waren die Tauben fertiggestellt und kamen mit den Brotlaiben in den heißen Ofen. Während der Festtage standen bei der Vormittags- und Nachmittagsjause Teller mit großen Schnitten von den gut ausgebackenen Brotlaiben für die Kinder und das Gesinde auf dem Tisch. Die durch Hitze braun gefärbten Täubchen waren nicht von langer Dauer, sie verschwanden bald von der Bildfläche.

Einige Abende vor der Christnacht stellten die Mädchen aus verschiedenfarbigem Papier, insbesondere Goldpapier Ketten, Sterne, Luster, Ampel usw. her und schmückten damit den Hausaltar, der im Winkel der Stube (Wohnzimmer) unter dem Kruzifix seinen Platz hatte. Die kleine Christusfigur am Kreuze erhielt eine neue Vergoldung; auch eine hölzerne geschnitzte Taube, die von der Zimmerdecke herabhing, zeigte ein neues, schimmerndes Federkleid aus Silber- oder Goldflaum. Unter dem Hausaltar erhob sich ein Berg aus Moos mit einer Grotte als Viehstall, in dem das Jesukindlein zu Bethlehem geboren wurde. Neben der Krippe hatten die Hausleute Holzfiguren aufgestellt, die Josef und Maria, die Hirten und Haustiere darstellten. Über dem Stall leuchtete ein hellglänzender Stern; auch Engel, die aus Goldpapier geschnitten wurden schwebten in der Luft. Der Christbaum hatte Äpfel, vergoldete Nüsse, Goldsterne und eine Papierkette als Schmuck. Wenn dann der Christabend anbrach wurden verschiedene Geräte und Werkzeuge ins Zimmer getragen und auf den Tisch und die Bänke gelegt: Eine Sense und Sichel, eine Haue und Hacke, dann ein Rechen und Dreschflegel, ein Joch und ein Kummet usw.

In dieser heiligsten aller Nächte erfüllte der Segen Gottes alles; so sollten nun auch die mit diesen Geräten vollbrachten Arbeiten während des Jahres unter einem besonderen Schutze Gottes stehen. Auch das Gebildebrot, „Shipplinkh" genannt, lag auf dem Tisch; in der Mitte des Brotes ruhte in einer Vertiefung ein Kripplein mit dem Christkindl, das aus dem gleichen Teig gebacken war. Die Geräte und Werkzeuge und das Gebildebrot nahmen an den drei heiligen Weihnachtsnächten, in der Christ- und Silvesternacht und in der Nacht vor dem Dreikönigstage immer den gleichen Platz ein.

Am Dreikönigstage schnitt endlich die Bäuerin den „Shipplinkh" in Stücke und beteilte damit die Kinder und die Dienstboten; die übrig gebliebenen Stücke erhielten die Tiere im Stall. Vor Anbruch der drei heiligen Nächte wurden alle Räume des Hauses, auch die Stallungen geräuchert. Man gab in eine Pfanne Glut, streute auf diese die geweihten Birkenblätter von Fronleichnam und die Palmkätzchen vom Palmsonntag; der dabei entstandene starke Rauch verbreitete sich im ganzen Haus. Außerdem besprengte eine ältere Person am Vorabend der drei heiligen Nächte die gleichen Räume, aber auch den Hof, den Garten und das Feld mit Weihwasser, damit die Hausbewohner im nächsten Jahr vor Krankheiten und Unglücksfällen, die Tiere im Stall vor Seuchen und die Äcker vor Mißernten und Unwettern verschont blieben. Nach dem Nachtmahl und der Räucherung der Räume, sowie Besprengung derselben mit Weihwasser knieten die Hausbewohner auf Bänke und Stühle um den Tisch nieder, beteten den Rosenkranz und unterhielten sich hernach bei traulichen Gesprächen.

Endlich war die Zeit gekommen, um zur Christmette zu gehen. Von 11 bis 12 Uhr verkündete das weithin schallende Glockengeläute die bevorstehende Feier der Geburt Christi um die Mitternachtsstunde in der Pfarrkirche. Die Bewohner kamen aus allen Dörfern zur Christmette in die Kirche. Da die Leute Spanlichter und Laternen mitnahmen, war die ganze Winterlandschaft mit zahlreichen, wie Irrlichter schwebenden Flämmchen übersät, was in der dunklen Nacht einen herrlichen Anblick bot. Sehr erhebend war die Feier in der Kirche; die Leute waren in der fröhlichsten Stimmung und sangen mit dem Kirchenchor die bekannten frischklingenden Weihnachtslieder mit kräftiger Stimme. Während der schönen Feier in der Kirche mußte die Hüterin des Hauses ein gutes Essen für die heimkommenden Festteilnehmer bereiten. In älteren Zeiten ließ man gleich abends einen geselchten Schweinskopf in einem Topf auf dem heißen Herd sieden. Nach Mitternacht wurde er noch einmal überkocht; die Leute aßen dann nach ihrer Rückkehr von der Kirche das Fleisch mit Sauerkraut und Brot. – Davon stammt noch der alte Gottscheer Spruch: „An Khrischt Moarn Wakleisch Oahrn, an Staffonsch Tugə Wakleisch Mugə". In neuerer Zeit wickelte sich das Nachtessen einfacher und schneller ab, indem man die Heimgekehrten mit gebratenen Blutwürsten, Sauerkraut und Brot bewirtete.

Am Stephanitag trafen meistens Mädchen und Burschen in einem Gasthaus zu einer Tanzunterhaltung zusammen. Der Tag der unschuldigen Kinder war ein Freudentag für die Knaben. Mit ihren schön geflochtenen „Pishn-Ruten" kamen sie in die Häuser und sagten den bekannten Spruch auf: „pishn, pishn di, wrisch ünd gəshünt, longə labən, Gald hargabən". Dabei versetzten sie den Erwachsenen Streiche, wofür sie mit Obst, Backwerk oder Geld beschenkt wurden.

Sitte und Aberglaube

Friedhofskirche St. Nikolaus in Wieden

An den drei Weihnachtsabenden werden alle Räume des Hauses, Stallungen, Äcker und Wiesen mit Weihwasser besprengt. Hexen, Schlangen und anderes „Zniəchtoch" (Ungeziefer) wird so weit vom Haus ferngehalten, als man mit Weihwasser kommt. Mit dem gleichen Weihwedel muss man am Neujahrsmorgen die Rinder bei der Tränke segnen. Der Weihwedel wird dann verwahrt und im Frühling in die erste Furche eingeackert. Er bringt dem Landsmann Glück und Segen, vor allem aber eine reiche Ernte.

Am Weihnachtsabend muss ordentlich gescheuert werden. Im Haus, in Küche und Keller, in Hof und Scheune muss alles vor Schmutz und Staub sauber gereinigt werden, sonst überwuchert das Unkraut das Getreide auf den Äckern.

In Hinterberg war es Sitte, dass an den drei Weihnachtsabenden ein Mann die Kirche betritt, dort ein Kreuz und eine kleine Glocke zur Hand nimmt und damit wiederholt nach allen vier Himmelsrichtungen Bewegungen macht, um die Gegend vor Hagel zu schützen.

An den drei Weihnachtsabenden dürfen keine Töpfe auf den Tisch gestellt werden, sonst wird das Korn brandig. Vom Christabend bis zum Dreikönigsfest dürfen beim Auskehren keine Lachen gemacht werden, sonst richtet das Wasser im Feld großen Schaden an.

Wer um Mitternacht vor dem Stephanitag in den Stall tritt und Farnkrautsamen in den Schuhen trägt, kann das Gespräch des Viehes, das in dieser Stunde die Ereignisse des nächsten Jahres bespricht, belauschen.

Am Neujahrsmorgen gleich nach Mitternacht holen die Mädchen frisches Quellwasser. Wer von diesem Wasser trinkt, wird das ganze Jahr über fleißig sein. Welches von den Mädchen am Neujahrsmorgen, ohne sie zu zählen, eine gerade Zahl von Holzscheiten in die Küche trägt, hat Aussicht in diesem Jahr unter die Haube zu kommen. Wenn man nach Neujahr das erste Mal donnern hört, muss man schnell einen Purzelbaum schlagen, dann bleibt man das ganze Jahr von Rückenschmerzen verschont.

Filialkirche Corpus Christi in der Stadt Gottschee

Vorderseite: Schutzengel in der Wallfahrtskirche Maria Hilf in Büchel bei Pöllandl

2004

Wo/We/Se/Se	Jan./Jan./Jan./Enc.	Feb./Feb./Fév./Feb.	Mär./Mar./Mar./Mar.	Apr./Apr./Avr./Abr.
Mo/Mo/Lu/Lu	5 12 19 26	2 9 16 23	1 8 15 22 29	5 12 19 26
Di/Tu/Ma/Ma	6 13 20 27	3 10 17 24	2 9 16 23 30	6 13 20 27
Mi/We/Me/Mi	7 14 21 28	4 11 18 25	3 10 17 24 31	7 14 21 28
Do/Th/Je/Ju	1 8 15 22 29	5 12 19 26	4 11 18 25	1 8 15 22 29
Fr/Fr/Ve/Vi	2 9 16 23 30	6 13 20 27	5 12 19 26	2 9 16 23 30
Sa/Sa/Sa/Sá	3 10 17 24 31	7 14 21 28	6 13 20 27	3 10 17 24
So/Su/Di/Do	4 11 18 25	1 8 15 22 29	7 14 21 28	4 11 18 25

Wo/We/Se/Se	Mai/May/Mai/Mayo	Juni/June/Juin/Junio	Juli/July/Juillet/Julio	Aug./Aug./Août/Ago.
Mo/Mo/Lu/Lu	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30
Di/Tu/Ma/Ma	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24 31
Mi/We/Me/Mi	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25
Do/Th/Je/Ju	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26
Fr/Fr/Ve/Vi	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27
Sa/Sa/Sa/Sá	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28
So/Su/Di/Do	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29

Wo/We/Se/Se	Sep./Sep./Sep./Sep.	Okt./Oct./Oct./Oct.	Nov./Nov./Nov./Nov.	Dez./Dec./Déc./Dic.
Mo/Mo/Lu/Lu	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27
Di/Tu/Ma/Ma	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28
Mi/We/Me/Mi	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29
Do/Th/Je/Ju	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30
Fr/Fr/Ve/Vi	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31
Sa/Sa/Sa/Sá	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25
So/Su/Di/Do	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26

2005

Wo/We/Se/Se	Jan./Jan./Jan./Enc.	Feb./Feb./Fév./Feb.	Mär./Mar./Mar./Mar.	Apr./Apr./Avr./Abr.
Mo/Mo/Lu/Lu	3 10 17 24 31	7 14 21 28	7 14 21 28	4 11 18 25
Di/Tu/Ma/Ma	4 11 18 25	1 8 15 22	1 8 15 22 29	5 12 19 26
Mi/We/Me/Mi	5 12 19 26	2 9 16 23	2 9 16 23 30	6 13 20 27
Do/Th/Je/Ju	6 13 20 27	3 10 17 24	3 10 17 24 31	7 14 21 28
Fr/Fr/Ve/Vi	7 14 21 28	4 11 18 25	4 11 18 25	1 8 15 22 29
Sa/Sa/Sa/Sá	1 8 15 22 29	5 12 19 26	5 12 19 26	2 9 16 23 30
So/Su/Di/Do	2 9 16 23 30	6 13 20 27	6 13 20 27	3 10 17 24

Wo/We/Se/Se	Mai/May/Mai/Mayo	Juni/June/Juin/Junio	Juli/July/Juillet/Julio	Aug./Aug./Août/Ago.
Mo/Mo/Lu/Lu	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29
Di/Tu/Ma/Ma	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30
Mi/We/Me/Mi	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24 31
Do/Th/Je/Ju	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25
Fr/Fr/Ve/Vi	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26
Sa/Sa/Sa/Sá	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27
So/Su/Di/Do	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28

Wo/We/Se/Se	Sep./Sep./Sep./Sep.	Okt./Oct./Oct./Oct.	Nov./Nov./Nov./Nov.	Dez./Dec./Déc./Dic.
Mo/Mo/Lu/Lu	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26
Di/Tu/Ma/Ma	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27
Mi/We/Me/Mi	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28
Do/Th/Je/Ju	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29
Fr/Fr/Ve/Vi	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30
Sa/Sa/Sa/Sá	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31
So/Su/Di/Do	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25

Gottscheer Gedenk- und Kultur in aller Welt

Die Gottscheer Gedenkstätte in Graz-Mariarost

Viele Gottscheer in aller Welt fühlten sich verpflichtet zum Abschluss ihrer Geschichte für ihre Ahnen und die Opfer beider Weltkriege und der Vertreibung eine ihrer würdige Stätte des Gedenkens zu errichten.

Sie wurde im Jahre 1967 von vielen opferwilligen Gottscheern an der Gottscheer Straße nahe der Basilika Mariatrost in Graz auf eigenem Grund und Boden erbaut, in Liebe und Dankbarkeit, zur Ehre Gottes, zum Gedenken an das gesamte Gottscheer Volk, seiner Toten, wo immer sie auch ruhen mögen, seiner jetzigen Generation und seiner Nachkommen, sowie an seine 611jährige Geschichte im Heimatland Gottschee.

Wie die erste Kirche im 14. Jahrhundert wurde als das letzte große Gemeinschaftswerk auch die Gottscheer Gedenkstätte am 27. August 1967 dem Hl. Apostel Bartholomäus geweiht. Sie wurde nach den Plänen des Architekten DI Eberhardt Jäger vom Baumeister Ing. Josef Pongratz erbaut. Die Glasfenster stammen von Prof. Franz Felfer. Das vom Gottscheer Künstler Helmut Loske gestaltete Altarkreuz zeigt einen erhabenen, erhöhten Kruzifixus. An den Wänden des Sakralraumes sind auf Marmortafeln über 1300 Namen von Opfern beider Weltkriege, der Vertreibung und der Flucht verewigt.

Die Gottscheer Gedenkstätte kündet mit dem Sakralraum, dem im Untergeschoß befindlichen Gottscheer Archiv, dem Gottscheer Museum und der Gottscheer Bauernstube von der 674jährigen Geschichte des Gottscheer Volkes und seiner einstigen für immer verlorenen Heimat.

Anlässlich des 35jährigen Bestehens der Gedenkstätte im Jahre 2002 wurde ein von Prof. Franz Weiß geschaffenes Muttergottesrelief eingeweiht.

Die alljährlich am letzten Sonntag im Juli stattfindende Wallfahrt zur Gottscheer Gedenkstätte in Graz-Mariatrost zeigt die Verbundenheit des Gottscheer Volkes in aller Welt.

Die Gottscheer Gedächtnisstätte in Klagenfurt

Am 2. September 1962 wurde die St. Ulrichs-Kirche in Klagenfurt-Krastowitz von der Gottscheer Landsmannschaft in Klagenfurt übernommen und ab 1963 zur Gottscheer Gedächtnisstätte ausgestaltet. Seit diesem Jahre findet die Gottscheer Wallfahrt jeweils am ersten Sonntag im August statt. Dieser Sonntag schließt zugleich die Gottscheer Kulturwoche ab, die seit 1966 auf Schloß Krastowitz stattfindet und wertvolle Impulse in der Gottscheer Gemeinschaft ausstrahlt.

Beim Festgottesdienst am 4. August 1963 konnten der Gedenkstein und das Kirchenfenster, dessen Glasscheiben das Bildnis des Hl. Bartholomäus tragen, eingeweiht werden. Der Gedenkstein trägt unter dem Wappen der Stadt Gottschee die Inschrift: „Wir gedenken aller, die in der Heimat ruhen, in den Kriegen ihr Leben gaben, durch die Drangsal der Zeit gestorben oder verschollen sind und in vielen Ländern der Erde den ewigen Frieden gefunden haben". Fürst Auerperg überbrachte einen Messkelch und ein Messgewand aus der alten Heimat.

1964 wurde der Altar der Kirche erneuert und der Magistrat in Klagenfurt benannte das Gelände um die Kirche als Gottscheer Gedächtnisstätte. Am 7. August 1966 wurde die aus der ehemaligen Heimat stammende Glocke geweiht und in den Turm gezogen. Ein Jahr darauf lag das Gedenkbuch fertig vor, das eine Chronik enthält, ein Ortsverzeichnis der ehemaligen Sprachinsel und die Namen der Opfer von Krieg und Vertreibung.

1985 wurde die Gottscheer Schutzmantelmadonna, ein Werk des Kärntner Bildhauers Konrad Campidell, in der Gottscheer Gedächtnisstätte in Klagenfurt aufgestellt. Spenden der Landsleute in aller Welt ermöglichten deren Anschaffung.

Der Gottscheer Brunnen und die Gottscheer Stube im Schwarzwald

Am 18. Juli 1977 wurde in Wildbad- Aichelberg der „Gottscheer Brunnen", die Gottscheer Gedenkstätte in Deutschland feierlich geweiht. Das Denkmal besteht aus einer drei Tonnen schweren steinernen Brunnenschale und einem zwölf Tonnen schweren Findling (Erratischer Block), der mit dem Gottscheer Wappen versehen ist. Eine Gedenktafel in Bronze wurde an einem kleineren Findling angebracht. Sie beinhaltet den folgenden Text: "Dieser Brunnen wurde 1975 gebautzur Erinnerung an die Sprachinsel Gottschee in Krain – Jugoslawien. Um 1330 haben deutsche Waldbauern Gottschee gegründet. 1941 verloren die Gottscheer ihr Land durch die Umsiedlung der Volksgruppe. 1945 mussten sie das Ansiedlungsgebiet in der Untersteiermark verlassen und in vielen Ländern eine neue Heimat suchen. Die künstlerische Gestaltung hatte der Bildhauer Graf aus Calmbach übernommen. Seit 1977 finden die Gottscheer Treffen in Wildbad-Aichelberg statt.

Beim Gottscheer Bundestreffen in Deutschland im Jahre 1982 wurde eine Gottscheer Stube in Aichelberg eingerichtet. Mit Fotos, Literatur, liebevoll und funktionsgerecht hergestellten Modellen bäuerlicher Gottscheer Geräte, dem Gottscheer Wappen und dem Trachtenpuppenpaar gibt sie einen Einblick in das Leben der ehemaligen deutschen Sprachinsel Gottschee.

Das Kulturhaus der Gottscheer Altsiedler in Krapflern (Obcice)
Ein Gottscheer Bauernhaus wurde mit Hilfe des Landes Kärnten und der Republik Österreich angekauft und zu einem Kulturzentrum und Heimathaus ausgebaut. Im Kulturhaus werden Kinder in deutscher Sprache und Gottscheer Mundart unterrichtet. Das Dachgeschoß beherbergt ein Gottscheer Museum.

Das Gottscheer Klubhaus in New York
ist der Mittelpunkt aller Gottscheer Vereinigungen von New York. Das Klubhaus wurde 1926 erbaut und mehrmals erneuert und vergrößert. Veranstaltungen aller Art und Versammlungen der Vereine füllten die Räume durch Jahre hinaus. Musik, Vergnügen, Tagungen und Vorträge wechselten einander ab. Es treffen sich dort alt und jung und aus mancher geschlossenen Bekanntschaft ergab sich ein Bund fürs Leben.

Das Gottscheer Klubhaus in Cleveland

Der Gottscheer Krankenunterstützungsverein in Cleveland wurde bereits im Jahre 1889 von 17 Gottscheern gegründet. Der Verein erhielt bei der Gründung den Namen „Erster Österreichischer Kranken-Unterstützungsverein" (E.Ö.U.V.). Dieser Name wurde bis heute unverändert beibehalten. Das Klubhaus zählt zu den größten Vereinshäusern in Cleveland, ist Eigentum des E.Ö.U.V. und beheimatet auch die Damensektion des E.Ö.U.V. (gegründet 1928), die Gottscheer Blaskapelle (gegründet 1970) und die Sänger- und Theatergruppe „Alpenland" (gegründet 1960). Im Obergeschoß ist ein Gottscheer Museum eingerichtet.

Der Alpenklub in Kitchener, Kanada
entstand im Jahre 1953 aus dem Verlangen der eingewanderten Gottscheer, sich mit Landsleuten in ihrer Heimatsprache zu unterhalten, vertraute Lieder zu singen und gemeinschaftlich die Kultur ihrer Heimat zu pflegen. Im Jahre 1958 wurde das Klubgebäude erbaut. Durch Teilnahme an deutschen Veranstaltungen in Kitchener/Waterloo durch seine Volkstanzgruppen, durch die Frauengruppe und die Keglergruppe unterstreicht der Klub seinen ethnischen Ursprung. Hier hatte im Jahre 1964 auch das 1. große nordamerikanische Gottscheer Treffen stattgefunden, das seither jährlich in den USA oder Kanada veranstaltet wird.

Das Gottscheer Klubhaus im Gottscheer Park in Toronto
Der Gottscheer Verein in Toronto wurde 1955 gegründet. 1965 wurde ein Stück Land in der Größe von fünf Hektar angekauft. Teile des Waldes mussten in freiwilligen Arbeitsstunden erst gerodet werden, um so den Gottscheer Park mit dem Klubhaus gestalten zu können. Im Park werden jährlich einige Sommerfeste, ein Oktoberfest und eine Altenehrung durchgeführt.

Der Verein Peter Kosler in Laibach: bemüht sich um die Erhaltung von Gottscheer Kulturgut in der ehemaligen Heimat.
Gottscheer Heritage & Genealogy Association – Gottscheer Heimatkunde und Ahnenforschungsverein in den U.S.A

Gottscheer Gedenktafeln:
Corpus Christi:
An der Kapelle des Hl. Grabes bei der Wallfahrtskirche Corpus Christi wurden mit österreichischer Unterstützung zwei Gedenktafeln mit der Geschichte des Gottscheer Volkes von der ersten Besiedlung im Jahre 1330 bis zur Umsiedlung im Jahre 1941 in deutscher und slowenischer Sprache angebracht.
Friedhof in Altlag:
Ein Obelisk mit Inschriften in deutscher, englischer, slowenischer Sprache und Gottscheer Mundart soll an die mehr als 600jährige Geschichte der Gottscheer Volksgruppe erinnern.
Neu angebrachte Gedenktafeln von Landsleuten aus Colorado, USA, erinnern an der Friedhofsmauer an ihre Vorfahren.
Pfarrkirche Suchen im Hochtal von Suchen:
Gedenktafeln in deutscher und slowenischer Sprache sind an der Kirche von ehemaligen Bewohnern des Ortes angebracht worden.
Auf der Gatschen:
Gedenktafel vom Verein der Gottscheer Altsiedler in Pöllandl.
Wagna bei Leibnitz:
Ein Bildstock gestaltet von Prof. Franz Weiß erinnert an das Lagerleben der Heimatvertriebenen.
Oswaldiberg bei Villach:
Marmortafel gestiftet von OSR Karl Schemitsch zum Gedenken an die Vorfahren.

Gottscheer Exponate in Museen:
Österreichisches Sprachinselmuseum in Wien:
1972 wurde von Frau Univ. Prof. Maria Hornung in Wien der Verein der Sprachinselfreunde gegründet. 1982 eröffnete sie gemeinsam mit ihrem Mann Prof. Herwig Hornung das Österreichische Sprachinselmuseum. Es beherbergt eine Fülle von Exponaten der ehemaligen deutschen Sprachinseln, u.a. auch eine Gottschee-Abteilung
Regionalmuseum in der Stadt Gottschee – Bezirksheimatmuseum Spital/Drau – Museum in Gurk – u. A.

Corpus christi Gedenktafel

Pfarrkirche Suchen Gedenktafel

Gedenktafel der Altsiedler auf der Gatschen

Wagna, Steiermark Bildstock

Friedhof in Altlag, Obelisk

Gottscheer Klubhaus in New York, USA

Alpenklub in Kitchener, Kanada

Gottscheer Park in Toronto, Kanada

Kulturhaus der Altsiedler in Krapflern

Das Schicksal der Gottscheer von 1918 bis heute

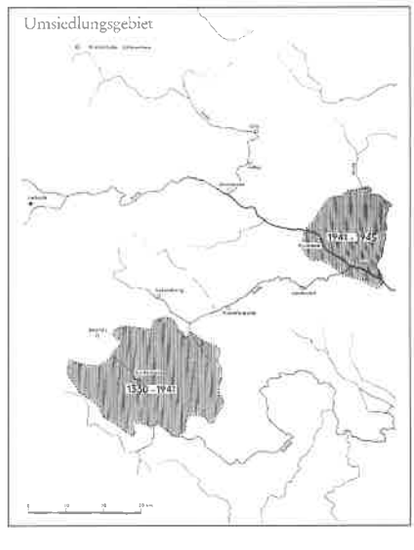
Der Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie im Jahre 1918 brachte den Anfang vom späteren Ende von Gottschee.
Über 600 Jahre fühlten sich die Gottscheer in ihrem Ländchen daheim, waren nach den Rodungen des Urwaldes und der anfangs großen Entbehrungen zufrieden, lebten mit den Nachbarn in Eintracht. In der mehr als 600jährigen Geschichte, mit Ausnahme nach dem Ende der Monarchie, weiß man von keinem einzigen Zwist zwischen den deutschsprachigen Gottscheern und den benachbarten Slowenen in Osten, Norden und Westen sowie den Kroaten im Süden. Der Warenaustausch mit ihnen war gut und der Kontakt freundlich. Einige Randgebiete mit ausgedehnten Wäldern wirkten als natürliche Grenze, dennoch gab es an den Durchzugsstraßen Ortschaften, die unmittelbar an slowenische Gemeinden grenzten.
Die Verwaltungsreform im Jahre 1933 in Slowenien brachte aber für einige dieser Grenzgebiete besondere Härten, Kleingemeinden wurden aufgelöst und an slowenische Großgemeinden angeschlossen, z. B. Masern.
Die Gottscheer waren in ihrer gesamten inneren Einstellung Verehrer des Hauses Habsburg. So war es auch verständlich, dass dieses Haus Habsburg zur Zeit des internationalen Erwachens der Völker innerhalb der Monarchie durch Kaiser Leopold II. 1792 Gottschee zum Herzogtum erhob. Karl Joseph Anton Fürst von Auersperg wurde erster Herzog von Gottschee. Die Herzogwürde war erblich. Mit der Erhebung zum Herzogtum wurde das Gottscheer Land aus dem Herzogtum Krain ausgeklammert und konnte somit auch in den nachfolgenden Jahren seine Eigenheiten bewahren. So war es auch verständlich, dass sich die Gottscheer beim Zusammenbruch der Monarchie benachteiligt fühlten und sogar einen Freistaat gründen wollten, um so die Selbständigkeit und Besonderheit ihrer Lage herauszustellen. Das Recht auf Selbstbestimmung wurde aber den Gottscheern von den Siegermächten nicht zuerkannt.
Eine Reihe von Rechten wurde den Gottscheern aberkannt, so auch bei der Stadtgemeindewahl 1921 in der Stadt Gottschee den deutschen Bürgern das Wahlrecht. Sofort nach dem Zusammenbruch der Monarchie wurde den Gottscheern das deutsche Vollgymnasium entzogen, es wurde daraus ein slowenisches. Deutschunterricht gab es ab der 3. Klasse als Fremdsprache. Die deutschen Professoren wurden entlassen und in österreichischen Schulen in den Dienst gestellt. Die Holzfachschule wurde aufgelöst, viele Kultureinrichtungen entweder geschlossen oder enteignet und die deutsche Beamtenschaft großteils aus ihren Ämtern entlassen. Mit den Beamten verließen auch viele Pflichtschullehrer das Land. So waren nach 1918 über dreißig Gottscheer Lehrer allein in Kärnten tätig. Nur wenige Lehrer verblieben im Lande, dabei hatten sie es schwer, sich den neuen Umständen anzupassen. Zahlreiche deutsche Schulklassen wurden aufgelöst. Kinder mit slowenischen Namen, oft auch dann, wenn nur ein Großelternteil einen slowenischen Namen trug, wurden zum Deutschunterricht nicht zugelassen.
Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Agrarstaat Jugoslawien waren recht ungünstig. Da auch im Verwaltungs- und Staatsdienst kaum eine Anstellung zu erwarten war, zogen es viele vor auszuwandern, sehr viele gingen nach Amerika.
Ein schwerer Schlag wurde den Gottscheern durch die Enteignung des größten Teiles der Auerspergschen Waldungen zugefügt (von 229,65 km² wurden 176,65 km² enteignet). Nach der Übernahme der kommissarischen Verwaltung durch den Staat im Jahre 1934 wurden die meisten Arbeiter und Angestellten der Auerpergschen Verwaltung entlassen.
Die nationalen Gegensätze wurden immer größer. Die Verzweiflung, dem völkischen Untergang entgegensehen zu müssen und die Aussichtslosigkeit stärkten immer mehr die Hoffnung, von Deutschland Unterstützung und Hilfe zu erlangen.
Längst waren die Würfel aber anders gefallen. Der 2. Weltkrieg änderte die Sachlage entscheidend. Deutschland und Italien teilten Europa in ihre Einflusssphäre auf. Bei der Aufteilung Jugoslawiens fiel mit der Provinz Laibach auch Gottschee an Italien. Am 23. April 1941 marschierten italienische Truppen in Gottschee ein. Vergeblich waren die Versuche der Volksgruppenführung Hitler und den Reichsführer SS, Himmler, umzustimmen, das Gottscheer Land an das Deutsche Reich, dessen Grenze ja nur 35 km entfernt war, anzuschließen. Es passte in die NS-Planungen im Südosten des „Dritten Reiches", dass die im italienischen Herrschaftsbereich gelegenen Bewohner der deutschen Sprachinsel Gottschee in das „Ranner Dreieck" der damaligen Untersteiermark umgesiedelt wurden.
Die etwa 12.000 Gottscheer waren nur unter massiven Propagandaeinsatz und unter der Androhung einer Aussiedelung nach Sizilien oder gar Abessinien zu einer Umsiedlung zu bewegen, wo sie sich an der Südostgrenze des Deutschen Reiches zu bewähren hätten. (Himmler bei einer Vorsprache einer Gottscheer Delegation am 20. April 1941 in Bruck a. d. Mur). 380 Gottscheer verblieben in ihrer angestammten Heimat, 11.174 kamen in die Untersteiermark, 571 kamen als politisch unzuverlässig in das Altreich, 66 Optanten wurden abgelehnt. Der erste Gottscheer .Transport ging am 14. November 1941 in das „Ranner Dreieck" ab. Anfang 1942 war die Umsiedlung abgeschlossen. Die Gottscheer erhielten für die 860 km² in der Heimat 500 km² neuen Bodens in der Untersteiermark.
Die Bedenken der Gottscheer, in eine fremdes Land zu kommen, unschuldigen Menschen Haus und Hof wegzunehmen, wurde mit Beruhigungspropaganda abgetan. Den über das Schicksal der ursprünglich ansässigen Slowenen besorgten Gottscheer wird versichert, dass für die ehemaligen Bewohner in angemessener Weise gesorgt sei. Später erst sollten Gottscheer manchmal über das wahre Schicksal der Ausgesiedelten erfahren, denn diese wurden hauptsächlich in Lagern untergebracht und nicht in dem ihnen versprochenen Siedlungsgebiet.
Im April des Jahres 1945 begann die letzte Etappe der Gottscheer Leidenszeit. Immer hatten sich die Gottscheer zu ihrem angestammten Volkstum bekannt. Nun mussten sie unschuldig teilhaben am Zusammenbruch dieses Volkes. Dass diese Teilhabe mit dem Untergang der Gottscheer als geschlossene Volksgruppe endete, mag zur größten Tragik menschlichen Lebens zählen.
Mit Riesenschritten näherte sich der zweite Weltkrieg seinem Ende. Dann geschah alles schnell und katastrophenartig: Bis zuletzt, bis zum April 1945 im Ranner Becken unter immer gefährlicheren Bedingungen, wie Partisanenüberfällen, Land bebauend und pflügend, kam endlich nach Drängen der Gottscheer Volksgruppenleitung die zu spät erteilte Genehmigung von Graz her zum Aufbruch nach Norden. Es war der verspätete Ruf „Rette sich, wer kann!"? Am 8. Mai hieß es: Heute Mittag zieht alles los. Endlich! – Aber viel zu spät. Nur die notwendigste Habe konnte auf Pferdewagen verstaut werden. Saveaufwärts gegen Lichtenwald versuchten sie den Anschluss an die Täler nach Norden zu finden. Aber ehe sie Lichtenwald erreichten waren sie von Partisanen umringt, die wie Pilze aus der Erde schossen. Aus Lichtenwald ging es unter Eskortierung durch vielfach bewaffnete Halbwüchsige in Richtung Steinbrück. Unterwegs sorgten wiederholte „Gepäckskontrollen" dafür, dass die Gottscheer zuerst ihre Pferdewagen, dann ihre Bündel, schließlich ihre Handtaschen und bis sie ins Lager Sterntal bei Pettau oder Thesen bei Marburg eingeliefert wurden, auch noch ihr Geld, Schmuck, Fingerringe und Ausweispapiere los wurden. Kein Kind unter zwei Jahren hat im Lager Sterntal überlebt. Was sich an Gottscheern nach und nach au jugoslawischen Lagern nach Österreich kam, waren im wahrsten Sinn des Wortes Überlebende.
Mit leeren Händen, halb verhungert, in völliger Verzweiflung erreichten die Gottscheer als Flüchtlinge die österreichische Grenze. Nur über die Grenze zu kommen, war der Wunsch aller, doch was war dann? Ausweglos, von allen im Stich gelassen, so standen die aus ihrer über 600 Jahre angestammten Heimat Umgesiedelten und nun Vertriebenen da.
Österreich selbst war durch den Krieg und die Zerstörung, vor allem in den östlichen Bundesländern verarmt, und dennoch fanden die Flüchtlinge wieder eine menschliche Aufnahme, auch wenn es zum Großteil in Barackenlagern war. Viele Gottscheer fanden bald nach Kriegsende wieder eine Beschäftigung. Ein großer Teil wanderte 1950 bis 1953 nach den USA oder Kanada aus, einige auch nach Australien und Neuseeland. Der verbliebene Rest half mit beim Wirtschaftsaufbau in Österreich und Deutschland.
Der Fleiß der Gottscheer wird überall anerkannt, so brachten sie es auch alle zu einem bescheidenen Wohlstand. Heute nach mehr als 58 Jahren sind die Gottscheer in ihrer neuen Heimat integriert, sie sind Amerikaner, Deutsche oder Österreicher. Mit den letzten in der alten Heimat Geborenen stirbt die so schöne Gottscheer Mundart mit ihren mittelhochdeutschen Grundlagen aus. Nur in Büchern, Zeitschriften, Museen und Gedenkstätten wird man vom einst so zähen, tapferen und stolzen Volk zu berichten wissen.

Inshɔr Schikkhsal (v. OSR Karl Schemitsch)

Tsɔtrugn, tsɔschtrebm hot's insch nüɔ ollɔ,
shö bait ischt main Nochpar haint bekh von mir,
ünt bündɔrlain khimmɔt's insch olln haint viɔr,
as shö vilɔ, shö vilɔ schon valɔnt.

Unser Schicksal

Zertragen, zerstreut hat's uns nun alle,
so weit ist mein Nachbar heut' weg von mir,
und eigenartig kommt es uns allen heut' vor,
dass so viele, so viele schon fehlen.



Impressum:
Quellennachweis: Wilhelm Tschinkel, "Gottscheer Volkstum"
Karl Schemitsch, "Das war Gottschee" – "Schicksal der Gottscheer" – "Bräuche in Gottschee"
Johann Röthel, "Der Entwicklungsgang des Gottscheer Volkes"
Gottscheer Gedenkstätte, "650 Jahre Gottscheer Volksgruppe"
Johann Weichhard Freiherr von Valvasor, "Die Ehre des Herzogtums Krain"
Richard Wolfram, "Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee"
Adolf Hauffen, "Die deutsche Sprachinsel Gottschee"
"Gottscheer Kalender" 1921-1941, 2002, 2003
Herausgeber: Verein Gottscheer Gedenkstätte Graz-Mariatrost
Für den Inhalt verantwortlich: Ing. Kurt Göbl, Hauptstraße 47a, A-8435 Wagna
Edelbert Lackner, Radegunderstraße 32, A-8044 Weinitzen.
Idee und Gestaltung: Edelbert Lackner unter Mitarbeit von Eleonore und Kurt Göbl, Heidi und Walter Loske.
Gesamtherstellung: Weinitzen Druck, Niederschöcklstraße 65, A-8044 Weinitzen.